
Bundesinstitut für Sportwissenschaft

Willi Daume

Olympische Dimensionen

Ein Symposion

Herausgegeben vom
Bundesinstitut für Sportwissenschaft
und dem
Deutschen Olympischen Institut

Bonn 2004

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <<http://dnd.dbb.de>> abrufbar.

© Bundesinstitut für Sportwissenschaft 2004

Herausgeber: Bundesinstitut für Sportwissenschaft
Graurheindorfer Straße 198, 53117 Bonn

Deutsches Olympisches Institut
Am Kleinen Wannsee 6A, 14109 Berlin

Redaktion: Martin-Peter Büch, Ommo Grupe, Andreas Höfer

Lektorat: Wolfgang Hartmann

Layout: Jutta Walczuch

Druck: Druckpunkt Offset GmbH, Bergheim

ISBN 3-89001-236-1
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Zu diesem Band (Martin-Peter Büch).....	5
Geleitwort (Klaus Steinbach).....	7
Grußwort (Hans-Jochen Vogel).....	9
Einführung (Ommo Grupe)	11
Olympischer Sport als universelles Kulturmuster	13
<i>Hermann Bausinger</i>	
Willi Daume: Olympische Überzeugungen – der Sport, die Spiele	25
<i>Ommo Grupe</i>	
Der erste Präsident des Deutschen Sportbundes.....	39
<i>Manfred von Richthofen</i>	
Auf internationaler Bühne: Willi Daume und die Olympische Bewegung	43
<i>Walther Tröger</i>	
München 1972: Denkmal und Vermächtnis	51
<i>Hans Dieter Krebs</i>	
Olympische Zeitenwende: Baden-Baden 1981.....	63
<i>Christoph Vedder</i>	
Willi Daume im Fokus sportwissenschaftlicher Forschung	75
<i>Lorenz Peiffer</i>	
„Willi Daume konnte Geige spielen...“: Zeitzeugen erinnern sich.....	85
Willi Daumes Charisma und Körpersprache	107
<i>Thomas Bach im Gespräch mit Andreas Höfer</i>	
Zehn Jahre Deutsches Olympisches Institut: Eine kurze Zwischenbilanz und kleine Erinnerung an den, dem es zu verdanken ist	115
<i>Ommo Grupe</i>	
Willi Daume: Ein biographisches Stenogramm.....	119
<i>Andreas Höfer</i>	

Zu diesem Band

Willi Daume – der Wissenschaft für den Sport verpflichtet!

Mehrfach wird in diesem Band die Frage aufgeworfen, was Willi Daume, lebte er noch, zu dieser oder jener Entwicklung des Sports, seinen Organisationen und Institutionen gesagt hätte. Offen blieb die Frage, was er wohl zur Wissenschaft, der sich auch um den Sport sorgenden Wissenschaft gesagt hätte, hätte er die Entwicklungen von Sport und Wissenschaft und ihren Einrichtungen verfolgen und auch beeinflussen können.

Der Sport stand nach Ende des Zweiten Weltkrieges – wie viele gesellschaftliche Bereiche – vor Trümmern. Wie könnte, wie sollte er gestaltet und organisiert werden? Sport und öffentliche Verwaltung sollten getrennt bleiben, der Verein sollte die Keimzelle des gesamten Sports bleiben, Leistungs- und Breitensport sollten über alle Klassen und Schichten zusammen geführt werden; dies wurde zum gemeinsamen Ziel. Sport sollte aber auch wissenschaftlich begleitet werden – so bereits die erste Satzung des Deutschen Sportbundes 1950 in Hannover. Zu diesen Vordenkern der Nachkriegsära zählte auch Willi Daume.

Willi Daume war ein Mann der Visionen – wie es in den Beiträgen dieses Bandes immer wieder zum Ausdruck kommt. Dabei stellte er hohe Ansprüche, denn nur so konnte dem Sport in der Gesellschaft eine angemessene Position verschafft werden. Sport war mehr als Bewegung; Daume verband Sport mit Kultur und Wissenschaft.

Besonders deutlich wurde Daumes Vision Ende der 60er Jahre und zu Beginn der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts, als es um die Organisation und Gestaltung des Olympischen Sports in Deutschland ging. Hier zeigte sich die enge Verbindung des Sports zu Kultur und Wissenschaft. Die von seinem Gestaltungswillen geprägten Olympischen Spiele in München 1972 haben sowohl in der kulturellen Formgebung des Olympiaparks unter Einbeziehung von Architektur und Design wie auch beim Olympischen Wissenschaftskongress neue Maßstäbe gesetzt.

Daume stand für die Einbeziehung der Wissenschaft, wenngleich diese „Wissenschaft“ Daume nicht immer folgte; gerade die noch dominierende Sportpädagogik, die glaubte, dem Sport und seiner Entwicklung kritisch gegenüber treten zu müssen, ließen Daume in seinen Bemühungen um die Wissenschaft nicht verzagen. So betonte er beim 10. Bundestag des Deutschen Sportbundes am 25. April 1970 in Mainz, wie ehrenvoll es für ihn gewesen sei, die Präsidentschaft des 1955 vom Deutschen Sportbund gegründeten Kuratoriums für die sportmedizinische Forschung, das später auf die geisteswissenschaftliche Forschung erweitert worden war, immer wieder übernehmen zu dürfen – im Übrigen

das einzige Gremium des Deutschen Sportbundes, in dem Daume als Präsident des Deutschen Sportbundes mitarbeitete.

Wie sehr Daume sich für die Institutionalisierung einer zentralen Koordinierungsstelle für die Sportwissenschaft einsetzte, geht aus seinen Einlassungen 1969 vor dem Innenausschuss des Deutschen Bundestages hervor; er forderte die bessere finanzielle Ausstattung der Forschung, Dokumentation und Information auf dem Gebiet des Sports mit der Möglichkeit der Übertragung der Erkenntnisse und der Ergebnisse auf die Praxis; dabei sollten Bund und Länder zusammenarbeiten, um eine unter der fachlichen Leitung des Deutschen Sportbundes stehende Einrichtung zu finanzieren und zu fördern.

Letztlich verlief die Entwicklung anders, Daume begrüßte 1970, dass das Zentralkomitee für die Forschung auf dem Gebiet des Sports und das 1957 vom Deutschen Sportbund begründete Institut für Sportstättenbau in ein „Bundesinstitut für Sportwissenschaft“ übergehen sollten. Dabei sah er mit der Gründung des Bundesinstituts für Sportwissenschaft den Weg des Deutschen Sportbundes zur Wissenschaft bestätigt. Zugleich verband er auf dem Bundestag des Deutschen Sportbundes 1970 in Mainz damit die Hoffnung, dass die öffentliche Hand, die damit die „liebsten und besten Kinder“ des Sports erhielt, diese nicht in Verwaltungsroutine ersticken lassen möge, sondern ihnen die Chance geben sollte, mit Einfühlsamkeit in die tieferen Probleme des Sports einzudringen.

Ich freue mich, dass das Bundesinstitut für Sportwissenschaft, das von Daume als Koordinierungsstelle für Sportwissenschaft ausdrücklich begrüßt wurde, die Dokumentation des Symposiums zur Erinnerung an ihn aus Anlass des zehnjährigen Bestehens des Deutschen Olympischen Instituts (DOI) in Berlin herausgeben kann. Die hier versammelten Beiträge geben einen vielfältigen Eindruck von der Arbeit Willi Daumes im Sport und für den Sport. Möge diese Dokumentation dazu beitragen, Daumes Verständnis vom Sport als Teil des gesellschaftlichen-kulturellen Lebens, aber auch die Erkenntnis, auf Hilfe und Rat aus Wissenschaft und auf Zusammenarbeit mit den gesellschaftlichen Gruppen angewiesen zu sein, in Erinnerung zu behalten und umzusetzen.

Dr. Martin-Peter Büch

Direktor des Bundesinstituts für Sportwissenschaft

Geleitwort

Willi Daume war die bedeutendste Persönlichkeit des bundesdeutschen Nachkriegssports. Gerade 37 Jahre alt, wurde er 1950 zum Gründungsvorsitzenden des Deutschen Sportbundes (DSB) gewählt, für dessen Aufbau und Weiterentwicklung er zwei Jahrzehnte lang Verantwortung trug, bevor er sich verstärkt auf sein Engagement auf olympischer Ebene konzentrierte. 1961 hatte er bereits in Personalunion auch die Führungsposition im Nationalen Olympischen Komitee (NOK) für Deutschland übernommen und damit wohl auch seine eigentliche Lebensaufgabe gefunden, der er bis 1992 höchst erfolgreich nachkam. Anschließend blieb er dem NOK als Ehrenpräsident verbunden.

Für die olympische Sache war Willi Daume wahrlich ein Glücksfall. In seiner Person verband sich zukunftsweisendes, ja visionäres Denken mit einer enormen Tatkraft und strategischem Geschick.

Um nur auf ein, vielleicht das herausragende Ergebnis seines langen Schaffens abzuheben, sei auf die Olympischen Spiele 1972 von München verwiesen. Schon die Bewerbung entsprang seiner Idee, und deren Erfolg war ganz wesentlich ihm zu verdanken. In schwierigen Zeiten – das IOC hatte gerade das Experiment der gesamtdeutschen Olympiamannschaften beendet – verwirklichte Daume einen Gedanken, den andere nicht einmal zu denken wagten. Und wer wäre geeigneter gewesen, die Verantwortung für die Organisation und Gestaltung des Weltfestes des Sports zu übernehmen? So trug das Konzept der „heiteren Spiele“ sowie – von der Architektur über das Design bis zu den Farben – deren visuelle Erscheinungsform und kulturelle Ausgestaltung seine Handschrift, und die 17 Tage von München hätten auch seinen persönlichen Triumph dokumentiert, wenn dieser nicht durch den furchtbaren Terroranschlag zunichte gemacht worden wäre.

Doch Willi Daume wusste auch mit Niederlagen umzugehen. Mit vorbildlicher demokratischer Haltung reagierte er etwa auf die – von ihm als falsch erkannte – Entscheidung „seines“ NOK, den Spielen von Moskau fernzubleiben, auch wenn er damit aller Chancen zu einer möglichen Wahl zum IOC-Präsidenten beraubt wurde. Seine Eignung für das profilierteste Amt des Weltsports stand freilich außer Frage.

Willi Daume hat in vielen Funktionen Großes geleistet und sich bleibende Verdienste um die Förderung des Sports und die Weiterentwicklung der Olympischen Idee erworben. So geht etwa auch die Gründung des Deutschen Olympischen Instituts (DOI) – dessen Eröffnung nicht zufällig am 24. Mai 1993, Daumes achtzigstem Geburtstag, erfolgte – auf seine Initiative zurück.

Vor diesem Hintergrund lag es nahe, den zehnten Jahrestag des Instituts mit einem Symposium über Leben und Werk des 1996 Verstorbenen zu begehen. Wenn dabei zumindest die wichtigsten Facetten seines Lebenswerkes – nicht zuletzt durch die Mitwirkung von Zeitzeugen – in kompetenter Weise beleuchtet wurden, ist dies gerade in Zeiten großer sportlicher und sportpolitischer Herausforderungen sowie angesichts der Tatsache, dass sich mit Leipzig wieder eine deutsche Stadt um die Ausrichtung der Olympischen Spiele bewirbt, umso begrüßenswerter.

Ebenso bleibt zu hoffen, dass die vorliegende Dokumentation als Basis und Motivation für eine weiterreichende Beschäftigung mit dieser wichtigen Persönlichkeit der Zeitgeschichte dienen mag, um auch auf diese Weise das Gewesene für die Gegenwart und Zukunft nutzbar zu machen. Ganz abgesehen davon, dass Willi Daumes Denken und Handeln auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts für seine Nachfolger noch als vorbildlich und wegweisend anzusehen ist. In diesem Sinne danke ich dem Bundesinstitut für Sportwissenschaft und seinem Direktor, Dr. Martin-Peter Büch, für die Unterstützung bei der Herausgabe dieser Publikation und wünsche ihr eine große Verbreitung und gute Resonanz.

Dr. Klaus Steinbach
Präsident des NOK für Deutschland

Grußwort

Da ich leider aus zwingenden Gründen nicht am Symposium „Olympische Dimensionen“ anlässlich des 90. Geburtstages von Willi Daume teilnehmen kann, möchte ich auf diesem Wege meine Grüße entbieten und zugleich wissen lassen, wie ich Willi Daume in Erinnerung habe.

Er war mir natürlich schon zu Beginn der 60er Jahre infolge seiner Funktion als Präsident des Deutschen Sportbundes und als Mitglied des IOC ein Begriff. Ein unmittelbarer und kontinuierlicher Kontakt ergab sich aber erst Ende Oktober 1965. Damals erschien er nach kurzfristiger Voranmeldung bei mir in meinem Büro im Rathaus und erkundigte sich zunächst, ob ich fest auf meinem Stuhle säße. Als ich das ahnungslos bejahte, fragte er, ob sich München um die Spiele des Jahres 1972 bewerben wolle. Die Aussichten für eine Bewerbung aus der Bundesrepublik stünden nicht ungünstig, da das IOC kurz zuvor der DDR unter Auflösung der bis dahin vorgeschriebenen gesamtdeutschen Mannschaft die selbständige Teilnahme an den Olympischen Spielen gestattet habe. Das war die eigentliche Geburtsstunde der Münchner Spiele.

Anschließend trug Willi Daume in den wenigen Monaten, die bis zur Entscheidung des IOC blieben, wesentlich dazu bei, dass die Stadt am 26. April 1966 in Rom den Zuschlag erhielt. Seine und meine Bewerbungsrede ergänzten sich vorzüglich und beeindruckten das IOC im Vergleich zur Präsentation unserer Mitbewerber Detroit, Madrid und Montreal offenbar auch durch die Kürze.

Unvergesslich bleibt mir aus jenen Tagen vor allem ein Augenblick. Es war der Moment, in dem wir zusammen mit den anderen Delegationen zur Entgegennahme der Entscheidung den Tagungssaal betraten und Daume, der als Mitglied des IOC im Saal verblieben war, mir den nach oben gerichteten Daumen zeigte. Das war das verabredete Zeichen dafür, dass München gewonnen hatte.

In den folgenden Jahren der Vorbereitung hat Daume als Präsident des Organisationskomitees die Spiele in vielerlei Hinsicht geprägt. Dabei lag ihm vor allem die Verbindung von Körper und Geist, der kulturelle Aspekt der Olympischen Idee und das visuelle Erscheinungsbild der Spiele am Herzen. Der 26. August 1972, an dem die Spiele mit einer festlichen Veranstaltung eröffnet wurden, deren Gestaltung er weitgehend beeinflusst hatte, war wohl einer der glücklichsten Tage, wenn nicht der glücklichste überhaupt im Leben Willi Daumes. Dem folgte allerdings sehr bald der 5. September 1972, an dem als Folge eines brutalen Terroranschlags zehn Mitglieder der israelischen Mannschaft und ein

Polizeibeamter ihr Leben verloren; dies war einer der dunkelsten Tage, die er zu bestehen hatte.

In jenen Jahren habe ich mit Willi Daume aufs Beste zusammengearbeitet. Natürlich ging es nicht immer ohne Meinungsverschiedenheiten ab. Dafür waren unsere persönlichen Werdegänge und Strukturen zu unterschiedlich. Aber wir vertrauten einander und fanden im Zusammenwirken mit Bund und Land immer wieder zu gemeinsamen Lösungen. Daumes Stärke waren sein Idealismus und seine Begeisterungsfähigkeit. Auch die Vielzahl seiner internationalen und nationalen Kontakte sowie seine enormen sportlichen Erfahrungen waren von größtem Wert. Fragen der Verwaltung und der Fülle von Bestimmungen und der Sachzwänge, denen öffentliche Körperschaften unterworfen sind, stand er dagegen mit Distanz, manchmal sogar mit einer gewissen Fassungslosigkeit gegenüber. Gerade deshalb aber brachte er bisweilen Ergebnisse zustande, die ein Verwaltungsexperte für völlig undenkbar gehalten hätte. Außerdem war er bei aller Fähigkeit, von ihm für richtig Gehaltenes schließlich auch durchzusetzen, ein lebenswürdiger und ein im guten Sinne argloser Mensch.

Nach den Spielen sind wir uns nur noch gelegentlich begegnet. Erst als es um ihn einsam wurde und er auch mit persönlichen Problemen zu kämpfen hatte, lebte unsere Verbindung wieder auf. Bis zuletzt stand für mich dabei die Erinnerung an die Jahre unserer engen Zusammenarbeit im Vordergrund. Sie ist bis heute nicht verblasst. Darum freue ich mich, dass mit diesem Symposium des neunzigsten Geburtstages dieses eindrucksvollen Mannes gedacht wird. Nicht nur der Sport, auch die Bundesrepublik und insbesondere München haben ihm viel zu verdanken.

Dr. Hans-Jochen Vogel

Oberbürgermeister der Stadt München a.D.

Einführung

Am 24. Mai 2003 wäre er 90 Jahre alt geworden. Der Deutsche Sportbund (DSB), das Nationale Olympische Komitee (NOK) und das Deutsche Olympische Institut (DOI) erinnern sich gemeinsam mit dem Deutschen Handball-Bund, der Deutschen Olympischen Gesellschaft (DOG), der Willi-Daume-Stiftung, der Deutschen Sporthilfe, seiner Familie, Freunden und Weggefährten an ihn. Unter den großen Institutionen und Organisationen des Sports ist das DOI die wirklich aller kleinste; aber es hat das Privileg, ein besonderes Ziehkind von Willi Daume gewesen zu sein, und so war es auch nicht von ungefähr, dass es am Tag seines achtzigsten Geburtstags eingeweiht wurde – ein symbolisches Geschenk des Nationalen Olympischen Komitees an seinen langjährigen Präsidenten und Ehrenpräsidenten.

Dass es dieses Institut gibt, ist vor allem sein Verdienst. Ohne ihn stünde es nicht hier. Es hätte auch woanders stehen können – in Frankfurt, in Köln oder Mainz, vielleicht auch in München. Aber Daume war davon überzeugt, und er hat alle seine Mitstreiter und Mitstreiterinnen für dieses Institut und das NOK davon überzeugt, dass es nach Berlin gehöre, jedenfalls damals, als sich Berlin um die Ausrichtung der Olympischen Spiele 2000 bewarb, als die Stadt noch geteilt war und unsere Welt im Prinzip in zwei politische Lager zerfiel.

Solches Lagerdenken war ihm grundsätzlich fremd, und die Olympische Idee und die Olympischen Spiele, die Berlin wollte, aber nicht bekam, sah er als etwas an, das geeignet war, zur Überwindung eines solchen Denkens beizutragen. Deshalb sollte es Berlin sein, wo das DOI seinen Platz finden müsse – auch wenn seine Geburtstagsfeier vor zehn Jahren zeitweise von lärmenden Olympiagegnern auf dem Kleinen Wannsee gestört wurde; er hat das in seiner Rede mit einigen ironischen Bemerkungen quittiert und damit auch die politische Brisanz dieser anti-olympischen Aktion entschärft.

Dieses Institut in Berlin – das war für ihn mit der Erwartung, zumindest der Hoffnung verbunden, dass es nicht nur zur Klärung olympischer Fragen und Probleme und zum Nachdenken über die Entwicklung des olympischen Sports beitragen könne, das war sein primäres Ziel, sondern dass von hier aus auch die alte olympische Botschaft von Friedlichkeit und Frieden zwischen den Menschen und den Ländern ausgehen könnte. Wir wollen Daume das alles nicht vergessen, hatten damals sogar vorgeschlagen, dem Institut seinen Namen zu geben. Dies hat er kategorisch abgelehnt.

Mit diesem Symposium erinnern wir an ihn und würdigen ihn. Man kann allerdings nicht besonders sicher sein, ob Daume das wirklich gemocht hätte. Würdigungen nahm er hin,

richtig geschätzt hat er sie wohl nicht, jedenfalls zeigte er das nicht. Vor allem aber: Von einer Erinnerungskultur, die nur dem Sich-Erinnern dient, hielt er nichts. Wenn schon der Blick zurück, dann, um die Gegenwart besser zu begreifen und die Zukunft besser zu gestalten – da berief er sich auf Coubertin (und wie dieser zitierte er Pascal). Aber für Daume gehörten dazu auch, um wirklich das für die Zukunft Beste herauszufinden, Diskussionen, Widerspruch, Kritik, Argument und Gegenargument; dazu lud er immer wieder ein, möglichst die besten Köpfe; natürlich erwartete er kluge Diskussionen, intelligente Kritik und wenn Widerspruch, dann auf hohem Niveau. Mittelmäßigkeit wollte er auch in dieser Hinsicht nicht, unter ihr litt er, auch wenn er dies gut verbergen konnte. Damit hat er es manchen nicht leicht gemacht, andere dagegen herausgefordert.

Ich begrüße Sie im Namen des Instituts, seines Direktoriums, seiner hauptamtlichen Leitung – Dieter Krickow und Andreas Höfer – und seines Trägervereins zu unserem „Daume-Symposium“ herzlich, dessen Dokumentation dankenswerterweise das Bundesinstitut für Sportwissenschaft übernimmt.

Ich wünsche uns – und dies jetzt ganz in Daumes Sinne – bei diesem Anlass deshalb nicht nur den Blick zurück, sondern auch den nach vorn. In seinen Worten: Die „Olympische Idee ist ein Kind von morgen, wenn sie auch oft genug in den Kleidern von gestern erscheint (...). Die alten Kleider aber sind zerschlissen, die neuen noch nicht fertig, niemand weiß, wie sie endgültig aussehen werden“. Um dies herauszufinden bedürfe es jedoch „einer klaren Vorstellung“ von ihrem „grundsätzlichen Wert und Unwert“, aber auch der „Tugend der Wahrhaftigkeit und der Selbstkritik, offen die Probleme zu nennen und sie anzugehen“, erklärte er. So bestimmte er sein Verhältnis zum Olympismus, und die darin enthaltene Botschaft hat auch in unserer schnelllebigen und historisch vergesslichen Zeit ihre Aussagekraft nicht verloren. Wir wollen versuchen, Willi Daume gerecht zu werden.

Professor Dr. Dr. h.c. Ommo Grupe
Vorsitzender des DOI-Direktoriums

Olympischer Sport als universelles Kulturmuster

Hermann Bausinger

Als ich vor kurzen zum ersten Mal das gedruckte Programm für dieses Symposium in die Hand bekam, war ich betroffen. Es war mir einigermaßen peinlich, dass mein Vortrag der einzige ist, bei dem sich nicht im Titel und eigentlich auch nicht im Inhalt eine Konzentration auf Willi Daume widerspiegelt. Jetzt, nach den bisherigen Veranstaltungen bin ich beinahe froh darüber, denn man könnte diesen substantiellen und facettenreichen Darlegungen eigentlich nur noch ganz Weniges hinzufügen.

Es wäre allerdings gar nicht schwierig und es bedürfte keiner Kosmetik und keiner Verdrehung, um unter meinem Motto „Olympischer Sport als universelles Kulturmuster“ eine Hommage für Willi Daume zu präsentieren. Daume hat zeitlebens den Sport als Medium internationaler Verständigung gesehen, hat den Sport nicht als krudes nationales Bodybuilding verstanden, sondern ihn immer mit der geistigen Welt, mit Wissenschaft und Kunst verbunden. Sport als „Botschaft des Friedens“, wie sie auf dem von ihm unterstützten Fest der Friedensinitiative 1985 in der Dortmunder Westfalenhalle formuliert wurde.

Im Sinne der Bemerkung Pierre de Coubertins, neben der politischen gebe es auch eine sportliche Geografie, sorgte Willi Daume dafür, dass in Melbourne 1956 eine gesamtdeutsche Mannschaft unter schwarz-rot-goldener Fahne einrückte. Für ihn war das keine Trennung von der Politik, sondern ein politischer Akzent, wie er ihn auch setzte mit seinem Widerstand gegen den Boykott der Moskauer Spiele von 1980. Die Kooperation mit Ost- und Südosteuropa hielt Daume auch in schwierigen Zeiten aufrecht, und wie er im Inneren die vielen Initiativen unterstützte, so sorgte er auch nach außen, vor allem über die Willi-Daume-Stiftung, für die Realisierung von Sportprojekten in Afrika, Asien und Lateinamerika.

Ich will aber nicht bei dieser Bilanz stehen bleiben, die durchaus einen euphorischen Ton nahe legt, sondern will mich dem Sachverhalt stellen, dass all diese Anstrengungen in einer Problemlandschaft angesiedelt waren und dass speziell der im Titel anvisierte Zusammenhang auch mit einem Fragezeichen versehen werden kann, und dass er nicht zuletzt deshalb kritisch abgeklopft werden muss, weil er nicht nur die Ausnahmesituation der Olympischen Spiele bestimmt, sondern tief in die Substanz und in die Struktur weiter Teile der Weltgesellschaft eingreift und sich inzwischen ziemlich global auch in ganz alltäglichen Phänomenen darstellt. Ich bitte daher um Verständnis dafür, dass ich zunächst das Koordinatennetz zwischen Athen, Atlanta, Sydney, Peking und vielleicht Leipzig verlasse, um mit einem ganz banalen, einem provinziellen Beispiel zu beginnen.

Vor kurzem habe ich einen Sonntagnachmittag im großzügigen Sportpark von LE verbracht. LE meint nicht Los Angeles, sondern Leinfelden-Echterdingen, eine Gemeinde, die jenseits der Spätzle-Connection eigentlich nur noch durch den Stuttgarter Flughafen einigermaßen bekannt ist. Ich besuchte ein Fußballspiel des TSV Leinfelden, obwohl sich mein Interesse an der Kreisliga A in Grenzen hält und Leinfelden bei mir keine lokalpatriotischen Gefühle abrufen. Ich war informiert darüber, dass Leinfelden die Abgänge in seiner Fußballmannschaft, die den ganzen Spielbetrieb in Frage stellen, auf besondere Weise ausgeglichen hatte. Der Trainer war nämlich zu einem Freizeitturnier, dem „Afrika-Cup“ gefahren, bei dem sich Spieler, alle aus Afrika stammend, in der Gegend von Stuttgart zusammenfanden. Dort engagierte er fünf Spieler aus Nigeria und einen aus Sierra Leone. Die Mannschaft rückte in kurzer Zeit an die Tabellenspitze. Leider vergeblich, denn die Spieler waren zu jung. Sie wurden gesperrt und die Mannschaft erhielt zehn Punkte Abzug – inzwischen droht ihr der Abstieg.

Auch an jenem Sonntag verlor die Mannschaft 1:4 und zwar gegen Omonia Vaihingen, eine rein griechische Mannschaft. Die Soziologen streiten sich inzwischen darüber, ob solche ‚ethnischen‘ Mannschaften segregativ oder integrativ wirken, ob sie also der Eingliederung in die deutsche Gesellschaft zuarbeiten oder die Distanz noch unterstreichen. Beides ist natürlich möglich. Die Entwicklung hängt völlig von den Rahmenbedingungen, auch von der örtlichen Situation ab.

In dieser Diskussion ist der Fluchtpunkt immer die deutsche Gesellschaft. Mit einem entschiedenen Perspektivenwechsel könnte man aber auch fragen, was das für die ausländischen Spieler bedeutet, für ihre Identität, für ihre Lebensqualität und Orientierung. Diese Fragestellung wird seit einigen Monaten in einer Art Lehrfilm vorgeführt, im Film einer indischen Autorin und Regisseurin mit dem Titel „Kick it like Beckham“. Beckham ist bekanntlich ein englischer Fußballspieler, doch der Film handelt von einer jungen Frau, der in London lebenden Jasmina Bahmra, genannt Jess, deren Mutter ganz auf die Beibehaltung der indischen Kultur pocht – mit einem Schrein im Wohnzimmer, mit unermüdlichem Eifer in der richtigen Erziehung der Töchter (Jess hat noch eine Schwester), und mit einem ständigen Seitenblick auf die Verheiratung dieser Töchter. Aber Jess spielt Fußball im Park mit indischen Landsleuten, und sie landet schließlich in einer englischen Mädchenmannschaft: Trikot statt Sari. Die Folge: Ein Clash of Cultures, aber nicht im pathetischen Sinne Huntingtons, und mit friedlichem Ausgang. Es gibt Krisenmomente: Die Hochzeit der Schwester wird gefährdet, weil die Schwiegermutter und ihr Clan Jess dabei beobachten, wie sie einen jungen Mann küsst. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch um ihre indische Mannschaftskameradin mit einem Kurzhaarschnitt. Und auch die Klärung des Sachverhaltes bringt nur neue Irritationen; die Mutter jener Freundin vermutet eine

lesbische Beziehung und denkt an die Probleme der Kulturmischung, der Hybridisierung, der Kontamination, der métissage – und wie diese Begriffe alle heißen.

Die Schwierigkeiten sind also nicht alle beseitigt, doch im Ganzen ist der Film getragen von einer optimistischen Perspektive. Und es scheint mir erfreulich, dass hier das Problem überhaupt aufgegriffen wird, dass der Sport als wichtiges Operationsfeld des Austauschs von kulturellen Einstellungen und Aktivitäten und eines möglichen Orientierungswandels erkannt wird.

Merkwürdigerweise ist dies bei uns, das zeigt ein Blick auf die wissenschaftlichen Bibliografien, kein bevorzugtes Thema. In der Öffentlichkeit herrscht die Perspektive vor, die Ausweitung des westlich geprägten modernen Sports auf die übrigen Weltteile sei eine pure Selbstverständlichkeit; Sport sei hier eine so normale Angelegenheit, dass es keine Frage ist, dass das anderswo auch der Fall ist.

Manchmal wird diese Unterstellung von Normalität in pseudo-wissenschaftliche Argumente übersetzt. Sport sei in der Genstruktur aller Menschen angelegt. Schließlich sei der menschliche Körper nicht zum Sitzen da, sondern für die Bewegung. Aber die Notwendigkeit der Bewegung, auch eine gewisse Lust an der Bewegung, wurde in langen Epochen der Geschichte und in vielen Weltgegenden in ernste Tätigkeiten integriert, in die Jagd und zum Teil auch in den Bereich der Arbeit. Und über lange Zeit galt die Hauptanstrengung der Menschen dem Ziel, Anstrengung zu vermeiden. Uwe Timm sprach in einem seiner Romane vom „transkulturellen Problem der Faulheit“. Das Operieren mit allgemein menschlichen, allen Menschen angeborenen Eigenschaften führt hier also in eine Sackgasse.

In einem zweiten Anlauf wird auf die Ausbreitung des Sports als eines selbstverständlichen Teils der ganz natürlichen globalen Entwicklung hingewiesen. Sport wurde in einem Teil der Welt, in Europa und Nordamerika vor allem, so nachhaltig praktiziert und so umfassend akzeptiert, dass es eher erklärungsbedürftig gewesen wäre, wenn er sich nicht ausgebreitet hätte. Im „weltweiten Dorf“, so wird gelegentlich gesagt, gelten auch die gleichen Konfigurationen und Gesetze des Sports und seine im Ganzen wortlose Sprache scheint inzwischen überall verständlich zu sein. Die Ausbreitung der Formen und Inhalte, der Prinzipien und Regularien des modernen Sports über den Erdball erschien so als selbstverständliche, als gewissermaßen organische Entwicklung. Wie bei fast allem Globalisierungsgerede wird auch hier ignoriert, dass ein großer Teil der Weltbevölkerung zwar von indirekten negativen Auswirkungen der globalen Ökonomie erreicht wird, aber nicht von den positiven Möglichkeiten, dass also zum Teil alle Voraussetzungen für den Sport fehlen. Daran können die Kräfte des Sports wenig ändern.

Auseinandersetzen muss man sich im Sport dagegen mit einem anderen Einwand, nämlich mit der Frage der Bewertung des Expansionsprozesses. Ist es eigentlich legitim, dass der Sport in alle Himmelsrichtungen exportiert wird? Darüber wird seit einiger Zeit eine Diskussion geführt, in der sich zwei gegensätzliche Auffassungen herausgebildet haben: Auf der einen Seite gibt es die optimistische Perspektive, die im Sport einen Katalysator, ein Mittel zur Herstellung moderner Lebensverhältnisse sieht. In Deutschland skizzierte beispielsweise schon vor dreißig Jahren Erhard Eppler, damals Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, die Chancen, über den Sport die sozialen Strukturen in den sogenannten unterentwickelten Ländern zu ändern und zu dynamisieren. Damals hatte man die Erfahrung gemacht, dass Modernisierung weder durch ökonomische Impulse noch durch politische Effekte allein zu erreichen war, dass sie vielmehr eine gewisse Modernität der Bevölkerung voraussetzt. Sie einzupflanzen galt der moderne Sport als wichtiges Instrument. Eppler hob die Förderung des Leistungswillens, der Kooperation und der Achtung vor den Gesetzen und Regeln der Gemeinschaft hervor, die unterstützende Rolle in der Gesundheits- und Hygienepolitik und vor allem die viele ethnische, religiöse und soziale Unterschiede überbrückende Funktion, die so zur Bildung moderner Nationen beizutragen vermöge.

Im Sinne dieser Überlegung wurde und wird bis heute die Entsendung von Trainern und Sportrepräsentanten ins Ausland durch die Bundesregierung unterstützt, und es gibt auch zunehmend direkte, von anderen Ländern ausgehende Engagements. Bekanntlich ist noch im letzten Winter der ehemalige DDR-Coach Bernd Stange in den Irak gegangen, um die dortige Fußball-Nationalmannschaft zu trainieren. Und ähnliche Engagements in verschiedenen Sportarten und etlichen Ländern der sogenannten Dritten Welt gibt es eine ganze Reihe.

Diese Art der Sportförderung ist aber auch immer wieder der Kritik ausgesetzt. Sogar in einem Artikel der Zeitschrift „Das Parlament“ wurde diese Förderung als „trojanisches Pferd mit vielen Fragezeichen“ bezeichnet. Die Skepsis bezog sich darauf, ob die Sportförderung denn wirklich auch den politischen und ökonomischen Einfluss Deutschlands gestärkt habe. Wenn ein deutscher Stabhochspringer in Afrika jungen Leichtathleten seine Technik beibringt, dann ist damit noch nicht garantiert, dass VW bessere Chancen für eine Ansiedlung bekommt als Toyota.

Zum Teil setzte die Kritik aber auch grundsätzlicher an: Was berechtigt eigentlich die westlichen Länder, trojanische Pferde einzuschmuggeln? Es wurde radikaler nachgefragt, ob Modernisierung überhaupt als eine die ganze Welt umspannende Zielsetzung legitimierbar sei, ob diese Kategorie nicht die raffinierte Strategie einschließe, den eigentlich machtpolitischen Zielen den Schein des Universalen zu geben. Auf den Sport bezogen: Ob

die räumliche Ausweitung seines Anspruchs nicht in erster Linie imperialistischen Zwecken diene, also einer Verwestlichung der ganzen Welt.

Paradoxerweise landet diese Kritik immer wieder auch bei den Olympischen Spielen. Paradox ist das insofern, als im Zentrum der Olympischen Idee ja steht, die Jugend der ganzen Welt zu einem friedlichen Wettstreit zusammenzuführen. Man kann zwar bei den Anfängen der Olympischen Bewegung der Neuzeit verfolgen, dass dieser idealistische Internationalismus oft nationalistisch gebrochen, mit nationalen Interessen vermischt war, denn der Wettstreit der Nationen fand keineswegs nur in der Arena statt. Selbst Coubertin verstand seine Aktivitäten in erster Linie auch als nationale Mission, als Dienst an französischen Erziehungsaufgaben; und manche seiner Entscheidungen waren von diesem nationalen Bias bestimmt. Aber es gibt auf der anderen Seite doch kaum Zweifel daran, dass er es mit dem Konzept der Zusammenführung der Jugend der Welt ehrlich meinte.

Eine andere dringliche Frage freilich ist es, was im damaligen Horizont „Welt“ bedeutete? Und hier ist es gerade im Blick auf die Anfänge unvermeidlich, dass an dem harmonisierenden und idealisierenden Bild der neueren olympischen Geschichte etwas gekratzt wird. Für Athen 1896 gilt das vielleicht am wenigsten. Athen, das war der mitunter etwas chaotische Charme des Anfangs, und es hat nicht allzu viel Sinn, etwa das Teilnehmerfeld von Athen kritisch zu analysieren. Man verzeichnete damals schon in einzelnen Disziplinen Rekorde, von den Rekordhaltern war aber in Athen kein einziger dabei. Das sagt schon viel. Auch der technische Ablauf war nicht von Perfektion bestimmt, vielmehr tritt auch hier der Versuchscharakter in den Vordergrund. Die Schwimmer etwa wurden mit Booten ins offene Meer gefahren und mussten von dort die Küste erreichen. Überlegener Sieger wurde der Ungar Alfred Hajos. Als der griechische König ihn fragte, wo er so prachtvoll schwimmen gelernt habe, sagte er: „Im Wasser, Majestät“.

Alles in allem: freundlich-friedliche Spiele mit einer relativ zufälligen Besetzung, die man nicht am Ideal eines globalen Festes messen sollte. Kritik drängt sich eher auf bei einem Rückblick auf Paris 1900 und St. Louis 1904. In beiden Fällen waren die Spiele Teile, ja sogar Anhängsel der Weltausstellung, die nichts als eine große Verkaufsschau war. Sie war verbunden mit einer Völkerschau, wie man sie damals auch im Zirkus Hagenbeck besichtigen konnte, und Wettkämpfe zwischen Pygmäen, Sinti, Negritos, Indianern usw. wurden als Kuriositätenschau ausgetragen – im Rahmen der Olympischen Spiele, als lustige Abwechslung, wenn auch ohne die Vergabe von Medaillen, von denen übrigens die USA damals 238 von 283 bekamen, also genau 84 Prozent.

Die distanzierte Herrenattitüde gegenüber allen nicht-westlichen Völkern hielt sich nicht lange, aber, so hat man kritisch vermerkt, schon durch die Festlegung der Sportarten und deren Verwurzelung in den westlichen Nationen war weithin praktische Dominanz garan-

tiert. Obwohl in den letzten Jahrzehnten vor allem im Freizeitsport der enorme Einfluss fernöstlicher Sportarten und Lebensstilformen überall zu verzeichnen ist, wurden bekanntlich nur ganz wenige derartige Sportarten, etwa Judo und Taekwondo, in den olympischen Katalog aufgenommen.

Der norwegische Politologe Johan Galtung zählte einmal die olympischen Medaillengewinne der Nachkriegsspiele von London bis Seoul zusammen – mit dem Ergebnis, dass vier Fünftel der Ausgezeichneten aus vier hochentwickelten Industrieländern kamen, während sich der Rest der Welt mit 90 % der Weltbevölkerung in das restliche Fünftel teilen musste. In Barcelona 1992 hat sich die Relation etwas verändert. China steht jetzt in den obersten Medaillenrängen, und in diesem Land lebt etwa ein Sechstel der Weltbevölkerung. Die Entwicklung ist deutlich in diese Richtung weiter gegangen. Im gewichteten Medaillenspiegel von Sydney 2000 stehen zwar immer noch die USA an erster Stelle, aber Russland, China und Australien haben Deutschland und die anderen europäischen Nationen überholt. Und bekanntlich gibt es ja Sportarten, in denen weder Amerikaner noch Europäer eine Chance haben, nicht einmal Tübinger. Und wenn Gebreselassie läuft, so schaut auf ihn niemand von oben herunter wie auf eine spaßige Vorstellung eines Primitiven.

Die eindringlichsten Gegenbeweise gegen das Kolonisierungsargument werden also von Sportlern der angeblich gegängelten Länder geführt. Für sie ist der Sport, so hat es Hans Link einmal ausgedrückt, oft ein „Kanal der kulturellen Selbstbestätigung“, und sie sind dabei, mit immer besseren Leistungen die Statistiken zu korrigieren, ja in manchen Disziplinen auf den Kopf zu stellen.

Die grundsätzliche Kritik bringt dies freilich nicht zum Verstummen. Auf der Linie dieser Kritik ist es nur konsequent, dass gesagt wird: Umso schlimmer – diese Erfolge sind ein Zeichen dafür, dass der westliche Sport vollends die anderen Kulturen überwuchert. Untermuert wird diese Kritik noch durch den Hinweis, dass sich die Modalitäten der Übernahme des modernen Sports manchmal weit von liberalen Vorstellungen entfernen. Tatsächlich lässt sich kaum bestreiten, dass einzelne Diktatoren den Sport als Kitt für ihre oft durch ethnisch-religiöse Gegensätze gespaltenen Staaten sehen, dass er vor allem der Profilierung junger Nationen und oft einem falschen, der Olympischen Idee widersprechenden Nationalismus dient und dass über Sport und Sportmanagement neue Eliten entstehen, die zwar aus der alten Stammesstruktur gelöst, aber damit oft auch weit vom Gros der Bevölkerung entfernt sind.

Vor allem aber wird kritisch angemerkt, dass all diese nicht-westlichen Länder und Völker ihren eigenen Sport hatten, vorsichtiger und genauer: ihre eigenen Bewegungskulturen, die durch das universalisierte Muster des westlichen Sports verdrängt wurden. Seit einem Jahrzehnt werden diese traditionellen Bewegungskulturen ihrerseits in Festivals vorgeführt

– von manchen geradezu als Gegen-Olympia verstanden. In Bangkok 1996 fanden sich immerhin eineinhalb Millionen Zuschauer zu einem solchen Festival, und Hunderttausende waren auch schon 1992 in Bonn, wo unter anderem Lassokünste sibirischer Hirten, ein Lanzenritual japanischer Naginata-Frauen, Kampfkünste aus China, der Kampftanz Capoeira aus Brasilien, Samuraireiter beim Bogenschießen und australische Aborigines beim Bumerangwerfen vorgeführt wurden, alles in artistischer Vollendung – eine Show, keine unreflektierte kulturelle Äußerung.

Das Bedauern über den Verlust ursprünglicher, indigener Formen der Körperkultur ist legitim, aber es ist eine ganz andere Frage, ob es möglich und ob es positiv zu bewerten wäre, wenn die Menschen auf diese Formen fixiert würden. Man kann schließlich nicht ganz Afrika zu einem Freilichtmuseum machen, auch wenn die Touristen das gerne so hätten. Zugespitzt gesagt: Gerade die Argumentation, die für den Fortbestand aller indigenen Formen und für die Abschließung der exotischen Kulturräume plädiert, läuft Gefahr, dem Kulturrassismus zuzuarbeiten, insofern nämlich, als sie den Traditionskulturen in Afrika und anderswo die Entwicklung verweigert und sie praktisch im Stil der alten Völkerkunde als unhistorisch, als „Naturvölker“ klassifiziert. Die meisten der traditionellen Gesellschaften sind längst in einem Wandel begriffen, der die ökonomischen Bedingungen, die sozialen Strukturen und auch die kulturelle Sinnggebung verändert; und im Zuge dieser allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen sind auch neue Formen der Körperkultur in Entwicklung begriffen.

Was in artistischer Form bei jenen Festivals vorgeführt wird, und was vielfach zum Exportschlager dieser Länder geworden ist, ist kein Sport. Es sind eher Rituale oder Bräuche. Inzwischen scheinen viele Kulturen – nicht alle – offen für die Formen des Sports, die stärker durch Leistung und Leistungsmessung charakterisiert sind. Man sollte nicht vergessen, Sport ist ja auch hier in Deutschland ein fremdes, ein Importprodukt gewesen, aus dem industrialisierten England kommend, und es hat lange gedauert, bis die Bereitschaft da war, diese moderne Form der Körperkultur in ihrer ganzen Vielfalt zu akzeptieren.

Es ist angebracht, in diesem Zusammenhang nochmals an die Anfänge der neuzeitlichen Olympia-Geschichte zu erinnern: In Deutschland, das muss in diesem Kreis kaum gesagt werden, sind diese Anfänge verbunden mit der Leistung des jungen Chemikers Willibald Karl August Gebhardt. Ihm ist nicht nur die Gründung des Deutschen Olympischen Komitees zu verdanken, sondern auch die Konsolidierung olympischer Ziele während der folgenden Jahre. Gebhardt setzte immer wieder neu an, suchte die beste Möglichkeit und scheute keinen Umweg. Er spielte sich innerhalb des Komitees nicht in den Vordergrund, und im schwierigen Verkehr mit dem französischen Partner nahm er sich bis zur Selbstverleugnung zurück, um die Gemeinsamkeit nicht zu gefährden. Es ist durchaus möglich,

dass diese Zurückhaltung bis heute nachwirkt und dafür verantwortlich ist, dass Gebhardt allzu sehr im Schatten Coubertins steht.

Gebhardt war ein Pragmatiker mit Grundsätzen, der seine Strategien und seine Verbündeten wechselte, der aber alles – auch sein Vermögen – daran setzte, in Deutschland eine feste Basis für die Olympische Bewegung zu schaffen. Es waren vor allen Dingen zwei Problembereiche, die ihm sein Wirken erschwerten. Das eine war das Verhältnis zu Frankreich, gegen das – durch die kaiserliche Politik geschürt – im deutschen Bürgertum und auch darüber hinaus eine aggressive Stimmung herrschte. Willibald Gebhardt mühte sich unermüdlich um die Vermittlung. Er betonte, es sei gerade aner kennenswert und sollte von uns Deutschen besonders unterstützt werden, wenn eine dem Frieden dienende Veranstaltung von Frankreich ausgeht; die Anklagen gegen den westlichen Nachbarn entstammten nicht „edlem Patriotismus“, sondern „einem unberechtigten Chauvinismus“.

Das zweite Motiv für den Widerstand in Deutschland, verschränkt mit der Franzosenfeindschaft, war aber noch prinzipieller und kam der hier zur Debatte stehenden Problematik noch näher. Man wandte sich in Deutschland in weiten Kreisen gegen die Olympischen Spiele als eine Veranstaltung des Sports, in dem man eine Gefährdung der deutschen Tradition, der Körperkultur sah. Diese nationale Tradition fand ihren Ausdruck im Turnen. Die Turnverbände waren es dann auch, die der Beteiligung an den Olympischen Spielen am heftigsten widersprachen. Gebhardt stellte dem Sport eine günstigere Prognose als dem Turnen. „Die große Abneigung bei der Turnerschaft“ interpretierte er als Konkurrenzangst. Andererseits erinnerte er im Vorfeld der Athener Spiele an die von Teilen der Turnerschaft 1892 durchgeführte „Meerturnfahrt“, bei der die deutschen Turner offensichtlich großen Eindruck in Griechenland machten. Aus der griechischen Zeitung „Akropolis“ zitierte er den folgenden Passus: „Im Vergleiche zu den ungesunden, rückgratkranken, kurzatmigen Bürschchen in den dreihundert athenischen Kaffeehäusern sind die Deutschen geradezu Hünen. Brust und Arme und Hände und Füße und Gesichter wie nach alten Bildwerken geformt. Und nun gar die Stimme des Deklamators, wie er die Verse von Schiller vortrug, hätte die Toten aus den Gräbern erwecken können“. Aber auch dieses Lob konnte die Funktionäre der Hünen nicht auf Internationalität einstimmen, und die auf eigene Faust nach Athen gereisten Turner wurden bei ihrer Rückkehr nicht gefeiert, sondern gefeuert: Die deutschen Olympiasieger wurden vom Turnerbund gesperrt.

Es hat lange gedauert, bis sich auch bei uns eine umfassendere Auffassung von Sport allgemein durchsetzte, eine Auffassung, in die das Turnen integriert war. Praktisch wurde dieser Prozess erst nach dem Zweiten Weltkrieg abgeschlossen, als auch die verbands- und vereinsmäßige Klassentrennung (in den zwanziger Jahren gab es ja eigene Arbeiterolympiaden mit großer Beteiligung) weitgehend aufgehoben wurde. Hinzuzufügen ist, dass das

vaterländisch kodierte Turnen in Deutschland ja seinerseits ältere Körperkulturformen verdrängt hatte, Formen, die in Resten noch vorhanden sind, die aber eben nicht als Sport, sondern als Bräuche fungieren. Das ist nicht nur eine Zuordnung von außen, sondern entspricht dem Selbstverständnis. Die alpine Schwinget der Schweizer, der süddeutsche Schäferlauf, barfuß über die Stoppeln des abgeernteten Feldes, die Reiterwettkämpfe an Pfingsten und anderen Festterminen, aber auch das friesische Bosseln und Klootschießen werden nicht in erster Linie als Sport verstanden, sondern als Brauch mit agonalen Elementen. In nicht wenigen Fällen sind die Träger vereinsähnliche Gruppen, die sich ganz allgemein die Pflege der regional überlieferten Kultur zum Ziel gesetzt haben. Bei den Klootschießern ist zum Beispiel Plattdeutsch offizielle Verbandssprache, die ostfriesische Hymne begleitet die Wettkämpfe und ein mittelalterlicher Versammlungsplatz wurde als Symbol gewählt.

Niemand käme auf die Idee, die Aufnahme solcher körperlicher Brauchaktivitäten ins olympische Sportprogramm zu fordern. Sport ist etwas anderes, und er ist allmählich zur Signatur der modernen Körperkultur geworden. Parallele oder doch vergleichbare Tendenzen in exotischen Gesellschaften, also der Weg vom Brauch zum Sport, werden dagegen oft allein als zerstörerische Auflösungserscheinungen begriffen. Es heißt dann: Die und die exotische Bewegungsform hat ihren das ganze Leben bestimmenden, letztlich religiösen Sinn verloren; sie ist nur noch eine Form unter vielen anderen, in kommerzielle Zusammenhänge eingespannt und oft in erster Linie im Sinne der Show für Touristen oder auch als lukrativer Kulturexport aufrechterhalten.

Das ist so, aber es ist nicht so sehr viel anders, als es sich auch mit den deutschen Bräuchen verhält – und es wäre sicherlich falsch, zwischen der alten Bewegungskultur und dem jüngeren Sport ein Wertgefälle zu sehen, ohne in Rechnung zu stellen, dass es sich auch in Asien und Afrika um die Etappen einer historischen Entwicklung handelt, dass also der Sport exotischen Gesellschaften nicht verweigert werden sollte.

Wer der Meinung ist, dass der moderne westliche Sport wie eine Dampfwalze über den Erdball rast und alle traditionellen Orientierungen einem einheitlichen Format der Körperkultur opfert, ist auf dem Holzweg. Schon innerhalb Europas laufen die Präferenzen weit auseinander. Das zeigt schon ein Vergleich der beliebtesten Fernhesportarten, bei denen das ja immer wieder gemessen wird. Zwar steht hier in Europa überall Fußball an der ersten Stelle. Aber in Italien folgt dann der Motor- und der Skisport, in Großbritannien Leichtathletik, Tennis, Rugby und Golf, in der Ukraine beispielsweise Eiskunstlauf und Boxen. Und was den Fußball anlangt, so steht er zwar überall in Europa hoch im Kurs, und in Südamerika und neuerdings auch in einigen afrikanischen Staaten ist er ein Magnet internationaler und lokaler Leidenschaften. In den USA sagt man jedoch: „*Soccer is like kissing your little sister!*“ Das soll heißen: es ist eine nette Sache, aber ohne eigentliche

Anziehungskraft für richtige Männer, während Fußball bei den Frauen und Mädchen durchaus beliebt ist.

Und was sich hier im westlichen Bereich zeigt, diese starke Diversifikation, gilt natürlich noch dezidiert außerhalb Europas und Amerikas. Manche Sportarten werden dort schnell akzeptiert und adaptiert, bei anderen gibt es deutliche Reserven. Die Ausbreitung des Sports ist eben nicht nur ein Exportprozess, die Importseite ist mit zu bedenken und die Importeure haben bis zu einem gewissen Grad ihre freien Optionen, was das Verständnis des Sports anlangt. Man hat hier in diesem Zusammenhang vielleicht zu lange auf die disziplinierende Wirkung des Sports hingewiesen. Ich erinnere an die Worte von Eppler, Sport schaffe nicht nur den widerstandsfähigen Körper, sondern auch den Geist, die disziplinierte Haltung, die in modernen Industriegesellschaften und auch in postmodernen Technologiegesellschaften erforderlich sind.

Aus diesem Blickwinkel vergisst man leicht, dass Sport erst dort entsteht, wo Leistungsanforderungen und Leistungsbereitschaft aus dem Bereich der Arbeit in den Bereich der Freizeit verlagert werden. Sport (nun auch im Blick auf unsere eigene Gesellschaft gesprochen) gibt dem Gedanken der Spaßgesellschaft einen positiven Dreh, weil Spaß im Sport nicht ohne Anstrengung zu haben ist. Sport wendet sich gegen die Schlaraffisierungspädagogik, ohne ständig auf höhere Werte zu pochen. Sport enthält ein grundsätzlich befreiendes Moment, er symbolisiert die Lösung aus zu engen Bindungen, aus dem Korsett vorgegebener Strukturen. Gerade im Blick auf die junge Sportkultur in Afrika oder in Teilen Asiens darf dies ganz wörtlich, materiell-körperlich verstanden werden. Indem sich beispielsweise der Frauensport in Teilen der islamischen Welt durchsetzt, wird oft an der brutalen männlichen Vorherrschaft wenigstens gekratzt, und für die Frauen selbst besteht eine gewisse Möglichkeit der körperlichen Emanzipation, der Emanzipation des Körpers.

Man muss hier einfügen, dass wir über das Sportsystem und die Sportrealität in den verschiedenen Teilen der Welt immer noch viel zu wenig wissen. Fest steht aber, dass sich die Erscheinungsformen und die Auffassungen nicht auf einen Nenner herunterbügeln lassen. Hassiba Boulmerka, die in Barcelona über 1.500 Meter gewann, wurde in ihrer Heimat Algerien mit Morddrohungen empfangen; andere wurden stürmisch gefeiert. Im Iran spielen Frauen in den Wettkämpfen im hinderlichen Tschador, abseits vom männlichen Publikum, während sich die Männer den Kleidungsvorschriften inzwischen widersetzen und ihren Sport in kurzen Hosen betreiben. Und in Kenia gehören Erzählungen darüber, dass zunächst allen und dann den verheirateten Frauen die Beteiligung an Wettrennen verboten war, inzwischen schon zur Folklore, zur Geschichte.

Die Hinweise auf die befreienden Potenzen des Sports sind nicht nur Alibi-Argumente. Es ist legitim, in diesem Zusammenhang auf die positive Mission des Sports in diesen Welt-

teilen hinzuweisen. Ein Missionierungsanspruch ist daraus freilich nicht abzuleiten. Der Westen, Europa und Amerika, muss lernen, dass er im Weltganzen eine kleine Minderheit darstellt, woran ja mehr und mehr die olympischen und andere internationale Sportergebnisse erinnern. Er muss auch lernen, dass er nicht zu allem Völkerglück den Schlüssel hat.

Pandit Nehru hat einmal gesagt: „Es gibt nichts Gefährlicheres, als wenn ein Land mit Gewalt anderen Ländern Gutes tun will“. Ich brauche auf die Aktualität dieses Ausspruches nicht hinzuweisen. Das Eigenrecht der Völker und Individuen ist zu respektieren, aber es ist sicher legitim, mit dem Sport und über den Sport ein Angebot zu machen. Das gilt im Kleinen, gilt in Leinfelden, es gilt aber auch für die weltweite olympische Bewegung.

Willi Daume: Olympische Überzeugungen – der Sport, die Spiele

Ommo Grupe

Willi Daume hat die Sportentwicklung in Deutschland in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nachhaltig geprägt – als Präsident und Ehrenpräsident des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees, als Vorsitzender der Deutschen Olympischen Gesellschaft und in den 50er Jahren des Deutschen Handballbundes, als Vorsitzender der Fair Play-Initiative des Deutschen Sports und vieler anderer Organisationen und Gremien des Sports in Deutschland. Die Olympischen Spiele 1972 in München tragen seine Handschrift. Die Deutsche Sporthilfe und das Deutsche Olympische Institut verdanken ihm seine Gründung. Die Vorarbeiten für die Gründung des Bundesinstituts für Sportwissenschaft fielen in seine Amtszeit als DSB-Präsident. Er war es, der das Verhältnis des Sports zu den beiden großen Kirchen normalisierte; er stellte Verbindungen zur Wissenschaft und zu den Universitäten, zur Wirtschaft, zu Kunst, Literatur und Medien her und baute sie aus. Er setzte sich unentwegt für den Schulsport und den Aufbau einer eigenen Sportwissenschaft in Deutschland ein. Manche bezeichnen ihn als Visionär. Diese Etikettierung wird ihm nicht ganz gerecht, und er hätte sie für sich auch nicht akzeptiert. In seinen Zielen und deren Realisierung ließ er sich jedoch von klaren Grundsätzen, Wertvorstellungen und Überzeugungen leiten.

Grundsätze, Überzeugungen und Wertvorstellungen sind Annahmen darüber, *wie* jemand sich in der Regel verhält, welchen Prinzipien er – jedenfalls meistens – in seinen Handlungen folgt. Da man diese nicht unmittelbar und direkt erkennen kann, sondern sie erschließen muss, nennt man sie auch *Konstrukte*. Dabei sind weder Überzeugungen und Grundsätze selbst, noch die Annahmen, die sich auf sie beziehen, endgültig, oft sind sie auch nicht besonders dauerhaft und stabil. Sie können sich deshalb ändern, manchmal ist dies sogar wünschenswert. Menschen können auch unterschiedliche Überzeugungen und Grundsätze nebeneinander haben. Manche bilden sich auch erst im Laufe eines Lebens heraus, treten an die Stelle von alten oder neben sie. Manchmal stimmen in Wort und Schrift geäußerte Überzeugungen und Grundsätze auch nicht mit Taten überein.

Wenn wir nach den Überzeugungen, Grundsätzen und Wertvorstellungen Willi Daumes fragen, haben wir das Glück, dass wir sie vergleichsweise klar erkennen können. Er hat viel Schriftliches hinterlassen – Texte von Aufsätzen, autorisierte Reden, verschriftete Interviews, Briefe, Vorträge bei verschiedenen Gelegenheiten und zu unterschiedlichen Anlässen, Protokolle und Aufzeichnungen; in allen spiegelt sich etwas von seinem Denken und seinen Einstellungen wider. Diese können wir zugleich messen an seinen Handlungen

und Werken in über vierzig Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit in hohen und höchsten nationalen und internationalen Sportämtern, können erkennen, was konstant geblieben ist, was sich fortentwickelt oder verändert hat. Und schließlich: Willi Daume ist immer auch noch in den Erinnerungen von vielen lebendig – man kann also auch nachfragen, ob das eigentlich auch stimmt, was man glaubt, erkannt zu haben.

Wenn im Folgenden von Daumes Grundsätzen und Überzeugungen die Rede ist, so können diese nur grob nachgezeichnet werden; es ist auch nur von denen die Rede, die sich auf den Sport beziehen, nicht auf sein privates und berufliches Leben, und sie bleiben – trotz dieser Einschränkungen – in jedem Fall unvollständig.

Daumes Grundverständnis vom Sport, von seinen Zielen und Werten versteht man nicht oder nicht ganz, wenn man sich nicht klar macht, dass es sowohl von einigen tieferliegenden Wertvorstellungen als auch von zentralen historischen Erfahrungen bestimmt ist.

Einmal war es durchgängig geprägt vom aufklärerisch-liberalen, heute sagt man zivilgesellschaftlichen Denken. Es ist nicht so, dass dieses Denken in Deutschland keine Tradition hatte oder hat, wenn diese auch immer wieder unterbrochen, verdrängt oder überlagert wurde von obrigkeits-staatlichen, militaristischen und nationalistischen Denkweisen; unter der Naziherrschaft war es ohnehin ganz und gar unterdrückt. Daume hat sich dieses aufklärerische Denken früh zu eigen gemacht. Er war aus Überzeugung tolerant, international und kosmopolitisch orientiert, nicht nationalistisch; in seinem Handeln war er bürgerschaftlich und am Gemeinwohl ausgerichtet. Er war – wenn man diese Formel gestattet – ein Bürger, ein citoyen, wie Walter Jens, mit dem er freundschaftlich verbunden war, von ihm sagen würde. Er war belesen, nachdenklich, auch ein immer wieder zweifelnder Denker.

Ein zweites Grundprinzip lag in seiner christlich-humanistischen Grundorientierung, was nicht heißt, dass er ein Kirchgänger war. Nicht von ungefähr war Prälat Wolker ihm über Jahre hinweg ein väterlicher Mentor, Prälat Bokler häufiger Gesprächspartner, Karl Zeiss, Eintracht Frankfurt-Fan, der auch schon einmal vor über 60 000 Menschen im Dortmunder Westfalen-Stadion predigte, jemand, auf dessen Rat zu hören er bereit war. Und nicht von ungefähr war es Daume, dem es gelang, das lange distanzierte Verhältnis von Kirche und Sport, genau genommen ein *Unverhältnis*, zu entkrampfen. Die erste große Begegnungstagung „Kirche und Sport“ im Bernhäuser Forst bei Stuttgart mit Präses Scharf und Kardinal Döpfner entsprang seiner Initiative, und sie endete nicht nur mit wegweisenden Erklärungen, sondern führte zu vielfältigen Formen fruchtbarer Zusammenarbeit auf allen kirchlichen und sportlichen Ebenen – bis heute. Zeit seines Lebens war Daume im übrigen nicht nur als Referent, sondern auch als aufmerksamer Zuhörer Gast an evangelischen und katholischen Akademien; er war keiner, der nur kurz auftauchte, um sich sehen zu lassen.

Zum Dritten war Daume ein gebildeter Bürger. Seine Bildung war in der kulturellen Tradition Europas gegründet. Kultur verstand sich in den ersten Jahrzehnten seiner Amtszeit noch als Hochkultur, in sich abgeschlossen und sozial begrenzt – Kultur also vor allem als klassische Kunst und Musik, hohe Literatur, großes Theater, vielleicht noch Universität und Wissenschaft; in dieser Welt kannte er sich aus, sie war ihm nicht fremd. Aber er empfand sie irgendwie als unvollständig. Für ihn gehörte nämlich damals auch schon der Sport dazu, selbst wenn dies öffentlich nur schwer zu vermitteln und darzustellen war. Sport war für Daume Teil des kulturellen Lebens, ein *Kulturgut* sagt man heute, dies nicht nur in dem Sinne, dass er Gegenstand künstlerischer und literarischer Darstellungen sein konnte – dass er das zunehmend werden konnte, darum bemühte Daume sich selber –, sondern dass er, wie eben Musik und Theater und Kunst und Literatur und Wissenschaft einen kulturellen Status hatte, eine kulturelle Qualität, die ihn aber nicht einfach und von selbst zum Teil der Kultur machte, sondern die er sich – im Sinne der Kultivierung – zu erarbeiten hatte: Kultur also nicht als Verdienst, sondern als *kulturelle Leistung*. Dafür setzte Daume sich von Anfang an und ein Leben lang ein. Dass er – ganz nebenbei und ohne davon besonderes Aufhebens zu machen – neben seinen vielen Sportämtern auch noch Vorsitzender der *Erich-Kästner-Gesellschaft* und von *e.O. plauen* war, auf den er von Kästner aufmerksam gemacht worden war, dass der Umgang mit Künstlern, Schriftstellern, Dichtern, Intellektuellen, Bildhauern, Musikern, Designern, Wissenschaftlern für ihn nichts Fremdes war, zeigt etwas von seiner großen kulturellen Weltläufigkeit, die man bei „Sportlern“ sonst nicht gleich vermutet; bei Daume selbst wurde sie deshalb gelegentlich auch als elitär angesehen.

Ein viertes Element waren seine historischen Erfahrungen. Es sind die Menschen der Generation Daumes, nicht alle, sagen wir: vor allem die nachdenklichen, die die politischen Wirren der zwanziger Jahre, den Untergang der Weimarer Republik, die nationalsozialistische Diktatur, den Zweiten Weltkrieg und danach den völligen Zusammenbruch Deutschlands – Daume spricht von 1945 als dem moralischen und materiellen Nullpunkt Deutschlands – bewusst erlebten und in diesem historischen Zusammenhang eben auch die Zerrissenheit von Turnen und Sport, bürgerlichem Sport und Arbeitersport in den zwanziger Jahren, die Gleichschaltung und politische Instrumentalisierung des Sports unter der Gewaltherrschaft der Nazis und das Wiederaufleben und den Wiederaufbau eines völlig am Boden liegenden Sports in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erfahren hatten. Daume selbst war bekanntlich in Turnvereinen aufgewachsen; sein Pate Ferdinand Götz war Vorsitzender der alten Deutschen Turnerschaft, sein Vater Turnvereinsvorsitzender, er selbst betrieb mit Leichtathletik und Handball und später Basketball sportliche Disziplinen, stand also in beiden „Lagern“, und in seiner Eintracht in Dortmund konnte er erleben, wie ehemalige Arbeitersportler, deren Vereine von den Nazis aufgelöst wurden, dort Auf-

nahme fanden. Daume gehörte zu denjenigen, die ausgehend von solchen persönlichen und allgemeinen historischen Erfahrungen Konsequenzen zogen, im positiven Sinne „Überzeugungstäter“ wurden, das heißt: sich bemühten, in ihrem Handeln ihren Überzeugungen und Grundsätzen zu folgen.

Die Entwicklung des Sports nach 1945, an der er zunächst beteiligt war und an der er dann entscheidend mitwirkte, folgte in den ersten Jahren keinem schon fertig vorbereiteten Sinn- und Organisationskonzept. Man wusste nicht, wohin die Sportentwicklung gehen sollte oder würde. Daume sagte von sich selbst: „Ich hatte ja gar keine Erfahrungen, noch keine Ideen dazu. (...) Eine gesicherte Konzeption hatten wir damals nicht. Statt dessen hatte der Sport ganz allgemein eine schlechte Presse und auch nur ein bescheidenes Ansehen bei der politisch, wirtschaftlich und insbesondere der intellektuell führenden Schicht in Deutschland“. Dagegen musste man seiner Ansicht nach etwas tun. Was Daume jedoch auch begegnete, das war der Wunsch vieler Menschen, sich möglichst bald nach Kriegsende wieder turnerisch und sportlich zu betätigen. Schon im Sommer 1945 hatte sich sportliches Leben geregt, hatten sich vereinsähnliche Gruppierungen und Spielmannschaften gebildet, und es fanden sogar schon Wettkämpfe statt. Aber wie ein neuer Sport, wie seine Struktur und Ziele aussehen sollten, dazu gab es keine klaren Vorstellungen, manchmal stritt man sich auch. In einer zunächst hoffnungslos erscheinenden politischen und wirtschaftlichen Lage und unter dem Eindruck von Sorgen und Not, Trümmern und Ruinen, Leid und Elend, Trauer und auch Schuld, konnte dies zunächst auch wohl kein vorrangiges Thema sein.

Eins war allerdings auch klar: Man wusste, was man *nicht* wollte. Es gab zwar den mehr oder weniger deutlichen Wunsch nach der „Einheit des Sports“, aber für diesen Sport sollten auf keinen Fall die Prinzipien maßgebend sein, nach denen er unter der nationalsozialistischen Diktatur organisiert und betrieben worden war; auch die zerrissenen Organisationsformen von Turnen und Sport in der Weimarer Zeit sollten nicht als Vorbild des neuen Sports dienen. Auch gegen Zentralismus und politische Einflussnahmen wollte man sich wappnen.

Angesichts dieser Situation galt es deshalb, ein *neues* Selbstverständnis eines „freien“ Sports in einer neuen Gesellschaft zu entwickeln und dafür die ideellen Grundlagen zu bestimmen, durch die er sich kulturell und gesellschaftlich legitimieren konnte und die seinem Missbrauch für sportfremde Zwecke würden vorbeugen können. Tragfähige Sinnmuster dazu entwickelten sich in den Nachkriegsjahren nur langsam. Weitgehende Übereinstimmung bestand dabei vor allem hinsichtlich der notwendigen demokratischen Grundausrichtung des Sports. Parteipolitische und weltanschauliche Unterschiede sollten zwar toleriert, aber nicht in den Sport hineingetragen werden, schon gar nicht als Bestim-

mungselement des Sports dienen: Es gibt keinen „proletarisch-marxistischen Klimmzug“ und keinen „bürgerlich-kapitalistischen Handstand“, sagte der erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, auf seine unnachahmliche Weise – das entsprach ganz Daumes Auffassung.

Erfahrungen aus der Zeit vor und während der nationalsozialistischen Diktatur legten aber nicht nur die Vorstellung eines gemeinsamen organisatorischen Dachs – anstelle organisatorischer Zerklüftung – nahe, sondern sie boten auch die Grundlage, das Nebeneinander und Miteinander unterschiedlicher Sinnorientierungen und Wertmuster im Rahmen einer gemeinsamen Grundausrichtung zu akzeptieren.

Im Wesentlichen sind in diesem Zusammenhang vier grundsätzliche Sinnmuster zu erkennen, die Daume nicht nur zu seinen eigenen machte, sondern an deren Formulierung und Festigung er mitwirkte, die er öffentlich vertrat, verstärkte und, wenn nötig, dann auch vehement verteidigte – Sinnmuster, die die führenden Köpfe des Nachkriegssports mit ihm teilten. Er musste sie also nicht gegen allzu große Widerstände vertreten und durchsetzen, sondern konnte sicher sein, dass sie von vielen mitgetragen wurden. Welche Grundsätze sind dies?

Erstens ist es das Bemühen, den Sport ausgehend von einem Menschenbild zu organisieren, in dem der Mensch als Ganzheit gesehen wird und in dem nicht eine Ideologie, eine Parteidoktrin, nationales, völkisches oder rassistisches Sendungsbewusstsein leitend sind. Im Sport sollte man sich frei und selbstbestimmt bewegen und etwas leisten können, auf allen Leistungsebenen und Altersstufen, unabhängig von sozialer Herkunft und weltanschaulichen Orientierungen.

Zweitens ist es die Betonung der auf Fairness und Gemeinschaft gegründeten sozialen Bedeutung des Sports in einer Gesellschaft, deren Identität in den Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zerstört worden war. Fairness, Solidarität und soziales Miteinander sollten nun wichtige Elemente und Ziele des vornehmlich in Vereinen und Verbänden organisierten Sports sein.

Drittens ist es das Bemühen, das Vertrauen in die erzieherischen und bildenden Wirkungen von Turnen, Sport und Spiel einzulösen, insbesondere im Hinblick auf Kinder und Jugendliche; gerade dies erschien nach der totalitären Jugenderziehung im Nationalsozialismus als besonders wichtig und wurde als zentrale Aufgabe der Vereine und Verbände angesehen.

Viertens ist es der Verweis auf die Bedeutung des Sports für die körperliche und seelische Gesundheit und das Wohlbefinden der Menschen. Gerade dies war ein wirksames Argu-

ment in einer Zeit, in der viele Menschen an den Folgen des Krieges und unter den Entbeh-
rungen der Nachkriegszeit litten.

Die generelle Botschaft hieß dabei: Sporttreiben sollte spielerisch-zwecklos, ohne Zwang,
gemeinschaftsgebunden und ohne primäre Gewinnorientierung sein. Der einzelne sollte
auch bei Turnen, Spiel und Sport die Verantwortung für sein Tun übernehmen; die Organi-
sationen sollten sich darauf konzentrieren, Angebote und Orientierungen, auch in bezug
auf Wertmaßstäbe und Sinnmuster zu liefern, die Wahl von Formen, Inhalten und Motiven
des Sporttreibens jedoch den einzelnen Menschen überlassen: eine schöne „idealistische“
Vereinsphilosophie, die Willi Daume vertrat, aber trotzdem – oder gerade deswegen – er-
wies sie sich über ein halbes Jahrhundert bis heute als höchst tragfähig.

Ein wichtiges Element wurde dem noch zugefügt: Dies ist nun ganz „Daume“. Ausgehend
von seinem Kultur- und Bildungsverständnis war für ihn Sport immer mehr als nur Sport.
Sport war Ausdruck und Teil der Kultur; er hatte Beziehungen zu Kunst, Musik und Lite-
ratur und zu gesellschaftlichen Institutionen wie Schule, Wissenschaft und Kirche, und so
weit diese Beziehungen nicht ernst genommen wurden oder noch gar nicht vorhanden
waren, musste man sie herstellen. Er wollte alles (irgendwie) mit dem Sport verbinden
(und umgekehrt), das von so vielen als bis dahin als unversöhnlich Angesehene in einem
Neuen versöhnen, nicht nur theoretisch, auch praktisch. In der ersten Satzung des Deut-
schen Sportbundes, die – nicht ohne Symbolkraft – im Hodlersaal des Hannoverschen Rat-
hauses beschlossen wurde, und danach in vielen Maßnahmen wird dieses Stück „Daume“
immer wieder sichtbar.

Schon 1949 bei der Gründung des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland
wurde Daume Mitglied im NOK-Präsidium, 1961 dessen Präsident, 1956 IOC-Mitglied.
Das „Olympische“ war ihm aber schon vorher vertraut. 1928 nahm ihn sein Vater mit zu
den Spielen in Amsterdam, 1932 machte er sich allein (und ohne seine Eltern zu informie-
ren) auf den Weg nach Los Angeles, 1936 war er in Berlin als Aktiver dabei, 1952 in Hel-
sinki als „Funktionär“. Er wusste, was Olympia war und was „olympisch“ bedeuten
konnte. Mit Coubertins Ideen konnte er etwas anfangen, wusste aber auch, dass sie moder-
nisierungsbedürftig waren, wozu er sich auf Coubertin selbst berief. Um dabei „zu einem
angemessenen Ergebnis (...) zu kommen, muss man sich auf einen offenen Prozess, der
alle Möglichkeiten des Denkens, oft bis an die Grenzen abschreitet, begeben. Kritische
Mitdenker, sind dabei immer gefragt, auch solche die weiterdenken oder dagegen denken“,
erklärte er 1990. Und: „Oft genug war das Ergebnis meines Nachdenkens über den Olym-
pismus die Erkenntnis, dass die meisten olympischen Probleme unlösbar sind. (...) Die tie-
feren Gründe liegen vermutlich in der Offenheit des Menschen, in der Zerrissenheit der
Welt und letztendlich in der Gefährdung der Menschheit überhaupt“. Dabei „bleibt unser

Denken ein Wagnis; und es beinhaltet immer auch die Möglichkeit des Irrs“, fügte er hinzu, und vorsorglich auch noch: „Ich warne in diesem Zusammenhang (...) vor einer Überschätzung dessen, was diese olympische Bewegung bewirken kann. Sie hat Grenzen.“

Einige seiner gewachsenen sportlichen Überzeugungen konnte er ohne Bruch in seine olympischen Überzeugungen übernehmen, andere bedurften der Modifizierung. Für das eigentlich „Olympische“ schaffte er sich – orientiert an Coubertin und an dem traditionellen olympischen Selbstverständnis, aber auch moderne Einsichten verarbeitend, philosophische, historische, kultur- und politikwissenschaftliche, und keineswegs nur konformistische, da suchte er und fand auch viele Ratgeber, von Robert Jungk bis Alfred Grosser, Reimar Lüst bis Hans Lenk – seine eigene Philosophie. „Man sagt, der Sport sei ein Spiegelbild der Gesellschaft – das trifft zu und auch nicht. Niemand kann leugnen, dass es gerade die moderne Gesellschaft ist, die den Sport hervorgebracht hat. Aber andererseits sollten wir auch sehen, dass der Sport sich nach seinem eigenen Gesetz fortbewegt und entwickelt. Der moderne Sport, insbesondere der olympische Sport, hat sich mit der Olympischen Idee gewissermaßen seine hauseigene Idee geschaffen“, schreibt er 1990. „Aber um diese zu klären, muss man die Spreu vom Weizen trennen können.“ Aber was ist das „für ein Weizen?“ Die Antwort auf seine Frage gibt er gleich selbst: „Erziehung, eine olympische Pädagogik, Gesundheit, soziale Fragen, Kameradschaft, Völkerfreundschaft, Mäßigung, Einhaltung von Grenzen, Geschichtsschreibung, schöne Künste, der kulturelle Bereich: ein besonderes Anliegen von Coubertin; und sein damals verkündeter Grundsatz, kein Mittelmaß, nur höchste Qualität sollte aktueller als je zuvor sein“, fügte er hinzu. Mit Coubertin teilte er dessen ganzheitliches Menschenbild, dessen Vorstellungen von Fairness und Frieden, von der Internationalität des Sports, zunehmend weniger dessen Amateurvorstellungen, genauer: Er glaubte, dass Coubertin falsch verstanden wurde.

Die ihn leitende Olympische Idee nannte Daume eine „Menschheitsidee“. Sie sei *universal* hatte Avery Brundage in Tokio erklärt, als er den Olympismus als die „Religion des 20. Jahrhunderts“ bezeichnete. Gegenüber einer solchen Vermischung des Olympischen mit dem Religiösen war Daume allerdings skeptisch.

Olympisch: Das ist für ihn die Idee der Leistung, die aber für mehr stehen sollte als nur für das Messbare und Bewertbare. Sie sollte Ausdruck der Arbeit an sich selbst sein, ein Medium der Selbsterprobung. Nicht das Ergebnis, der Weg ist das Wichtige, formulierte er in Anlehnung an Erich Fromm. Er schätzte die, von denen er sagen zu können glaubte, dass sie aus Steinen Feuer schlagen könnten, am besten nicht nur im Sport, sondern auch im richtigen Leben, im Beruf, in der Wissenschaft, in der Philosophie.

Olympisch: Das steht auch für die Bildung von Körper, Kopf und Herz, also für die Verbindung von athletischer Leistung, Klarheit der Gedanken und Fairness im Handeln, so

seine Worte. Die sportlich-olympische Hochleistung ist ihre schönste Ausdrucksform; aber das Prinzip, das sie leitet, soll möglichst für alle Leistungs- und Altersstufen gelten. Niemand sei zu alt dafür, diesem Prinzip zu folgen, meinte er sogar, als er altersmild und altersweise geworden war.

Was das traditionelle olympische Prinzip des Amateurismus betrifft, so wird zu Recht behauptet, dass Daume dafür gesorgt habe, dass diese „Lebenslüge“ des olympischen Sports 1981 in Baden-Baden endgültig aus der Welt geschafft worden sei. Das ist sicher richtig. Aber er wusste, dass auch schon Coubertin dieses Amateurprinzip keineswegs fundamentalistisch sah, sogar davon überzeugt war, dass dieses Ideal in England schlaffen Geistesarbeitern vor allem dazu gedient habe, sich bei sportlichen Wettkämpfen vor den muskelstarken Handwerkern zu schützen. Vor denen fürchteten sie sich – beim Rudern und vor allem beim Boxen, da lagen sie vermutlich gleich am Boden. Coubertin glaubte sogar, dass der Amateurismus den reichen College-Boys von Oxford und Cambridge nur dazu diene, unter sich bleiben zu können. Das gefiel Daume, und es gefiel ihm an Coubertin, dass dieser den Amateurismus als eine Art Selbstbindung oder Selbstverpflichtung verstand. Sein (Coubertins) Amateurismus sollte den „Athleten von Olympia“ davor bewahren, in einen „Zirkusgladiator“ verwandelt zu werden, und er sollte den Sport insgesamt vor dem Geist der „Gewinnsucht“ schützen, nicht aber dazu dienen, Sportler arm und mittellos zu halten. So sollte das materielle Gewinninteresse weder für die einzelnen Sportler noch für den Sport insgesamt zum alles beherrschenden Leitmotiv werden. Auch dem folgte Daume. Aber unabdingbare Voraussetzung für die Qualität eines so verstandenen olympischen Sports blieb auch für ihn das Prinzip der Fairness als der höchsten Tugend des Sports.

Olympisch: Das steht deshalb in jedem Fall für diese Idee der Fairness. Fairness unterscheidet den Sport vom bloßen Körpertraining und folgenlosen Zeitvertreib. Die Einhaltung sportlicher Regeln, der Verzicht auf unberechtigte Vorteile und medikamentöse Manipulation, dies bedeutet, den Sport auf eine höhere kulturelle Stufe zu stellen. Die Zukunft des Sports hängt, so Daume, davon ab, ob er sich von dieser Idee der Fairness leiten lässt. Aber er wusste auch, dass es ein langer Weg ist, der dazu gegangen werden muss. „Die Humanisierung des Wettkampfgedankens, das Fairplay, ist eine Hauptaufgabe der Zukunft (...). Die Olympischen Spiele spiegeln nicht nur auf besondere Weise die Wirklichkeit. Sie können auch (...) in aller Unvollkommenheit und Unfertigkeit utopisch und modellhaft Zukunft antizipieren“, schrieb er. „Regeln sind (...) für den Sport mehr als bloße Formalien (...). Gerade aus ihnen resultiert (...) die humanitätsstiftende Funktion des modernen Sports. Hieraus und aus der mit der Regelmäßigkeit verbundenen Grundidee der Chancengleichheit bezieht der Sport seine Attraktivität, nicht aus Fouls und versteckten

Manipulationen (...). Die überwältigende Mehrheit der Sportler wie Zuschauer ist an fairem Sport interessiert, nicht an Randalen und Rowdytum.“

Olympisch: Das ist dann vor allem und zunehmend für Daume eine Idee des Friedens. Der Olympismus löst Konflikte nicht, das weiß er natürlich, aber er kann ein Modell für den Umgang mit Konflikten sein. Er setzt die Akzeptanz des kulturellen Andersseins und die Toleranz für weltanschauliche und religiöse Unterschiede voraus. Man muss die kulturelle Vielfalt für eine Bereicherung der Menschheit halten; ihr Gegenteil hieße Eintönigkeit. Auch hierin folgt er Coubertin.

Vor allem in diesem Sinne war der Sport für Daume auch politisch; für unpolitisch hat er ihn im Grunde nie gehalten. Gegen die politische Inanspruchnahme des Sports – für welche Zwecke auch immer – hat er sich entschieden gewandt, ist dabei manches Mal auch unterlegen; den in Düsseldorf gegen seinen Willen beschlossenen Boykott der Moskauer Spiele hat er im Grunde nicht verschmerzen können. Auch nach dem Fall der großen Systeme in dieser Welt werde die friedensstiftende Kraft des olympischen Sports benötigt, vielleicht sogar dringlicher als zuvor, erklärte er später.

Das Ziel dieses Friedensgedankens als zentralem – vermutlich dem zentralsten – Leitgedanken des olympischen Sports ist nicht mehr und nicht weniger als das Erreichen und die Sicherung des Friedens zwischen den Menschen und zwischen den Völkern. Dieser Friedensgedanke steht für Daume aber nicht, wie manche klugen Köpfe heute meinen, im Gegensatz zum sportlichen Leistungs- und Wettkampfprinzip. Es ist umgekehrt: Wie bei Coubertin steht das Leistungs- und Wettkampfprinzip (und damit der Leistungssport) im Dienst dieser Friedensidee. Der Sport kann beispielhaft zeigen, wie Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion im Wettstreit miteinander umgehen – wenn sie den Regeln folgen, tun sie dies fair und regelgerecht; und dies tun sie, obwohl sie eigene Ziele und Interessen verfolgen; denn jeder und jede möchte im Prinzip gewinnen und der (oder die) Erste sein.

Der olympische Sport und besonders die Olympischen Spiele müssen sich deshalb nach Auffassung Daumes ausdrücklich als Teil der aktiven Bemühungen um Frieden und um die Begegnung von Menschen verschiedener Hautfarbe, Weltanschauung und Religion verstehen. „Wenn (...) die Welt mit Hilfe der Olympischen Bewegung einsehen würde, dass diese Vielfalt auch etwas Gutes, eigentlich etwas grundsätzlich Gutes und Erstrebenswertes ist – ich wünsche mir manchmal, dass auch in der internationalen Politik eingesehen würde, dass die Verschiedenheit der Völker etwas Erhaltenswertes und nicht etwas zu Bekämpfendes ist – wäre die eigentliche Aufgabe des Internationalen Komitees (...) erfüllt“, erklärte er.

Konkret sollte das München zeigen: Sportliche und olympische Athletik in Verbindung mit internationaler Kunst, Literatur, Musik, Tanz, Theater, Pantomime, Ballett und Wissenschaft, verknüpft mit einer glanzvollen Architektur, städtischem Leben, improvisierenden Straßendarbietungen, massenhafter Kommunikation zwischen Bürgern, Besuchern und Athleten und ursprünglicher Folklore, wenn bayrische denn ursprünglich ist. Auf einmalige Weise ist diese Verbindung gelungen.

Ein Beispiel dafür ist auch das wunderbare Lesebuch „Deutsches Mosaik“. So hieß ein „Lesebuch für Zeitgenossen“, das – von Daume angeregt – in deutsch und englisch im Auftrag des Münchener Organisationskomitees 1972 vom Suhrkamp-Verlag herausgegeben und von Dieter Hildebrand und Siegfried Unseld zusammengestellt wurde. In seinem Vorwort zu diesem Buch schreibt Daume, dass, wenn es der alleinige Sinn Olympischer Spiele sei, Rekorde zu brechen oder übereinander zu siegen, sie der Anstrengung und des Aufwandes nicht wert wären, die sie erforderten. „In einer Zeit und in einer Zukunft, die so ungeheure Möglichkeiten zum Wohl, aber auch zum Verderben der Menschheit zu bieten haben, kann das neue Selbstverständnis der olympischen Bewegung nur im konsequenten und eindeutigen Bemühen um den Frieden in der Welt gefunden werden“. (Das Lesebuch enthält Texte von Franz Kafka bis Frank Wedekind, Rosa Luxemburg bis Walter Rathenau, Walter Benjamin bis Rainer Maria Rilke, Ernst Bloch bis Sigmund Freud, Robert Musil bis Thomas Mann, Berthold Brecht bis Heinrich Böll und Carlo Schmid bis Willi Brandt – ein großartiges Kompendium deutschen Denkens bis 1972, und doch wurde seine Weitergabe an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Olympischen Spielen aus politischen Gründen blockiert – auch eine der Enttäuschungen, die Willi Daume nicht erspart blieben.)

Gerade deshalb war die innere Verletzung, die Daume durch das Münchener Attentat erfuhr, so besonders tief. Ein einmaliges Weltkulturereignis hatte dieses München werden sollen, Zeichen für den tiefen Menschheitswunsch – wie er sagte – nach Friedlichkeit und „Freisein von Lebensangst“. Dies hatte München werden sollen und hätte es auch können, wenn eben nicht ein tödlicher Schlag die Stadt der Spiele zutiefst getroffen und schmerzhaft daran erinnert hätte, wie unfriedlich und gewalttätig diese Welt auch sein kann und wie zerbrechlich demgegenüber die Idee des Friedens, die im Olympismus als einer universellen Kulturidee in München hätte reale Gestalt annehmen sollen.

Trauer, Schmerz, Hilflosigkeit legten sich damals über viele Menschen in Deutschland und in der ganzen Welt. Seitdem sind die Spiele immer noch gewachsen, größer, teurer, aufwändiger, spektakulärer und weltumspannender geworden; aber immer auch noch beeindruckend in ihrer manchmal schlichten, unverstellten und unmittelbaren Menschlichkeit, in ihren universellen Gemeinsamkeiten, ihrer künstlerischen Ausdrucksstärke und symbo-

lischen Kraft. Aber man benötigt inzwischen auch fast eine ganze Armee, zumeist zivil gekleidet, um ihre Sicherheit zu gewährleisten. Aber trotz allem: Der olympische Sport blieb für Willi Daume auch nach München eine der wenigen Möglichkeiten der symbolischen Darstellung der Idee des Friedens in der Welt.

Welche Funktion kann das Olympische in dieser Welt haben, so hatte die von ihm schon 1968 in Mexico City gestellte Frage gelautet, die durch Gegensätze bestimmt ist, durch Gegensätze zwischen „Armen und Reichen, Privilegierten und Unterprivilegierten, Hungerigen und Satten, Farbigen und Weißen“, durch Gegensätze zwischen „Resignation und Hoffnung, Frieden und Streit“? Seine Antwort: „Nur durch das Anstreben sozialer Gerechtigkeit, Chancengleichheit, Verständigung, Abbau von Spannungen, Toleranz, Fairness“, durch den Geist „kompromissloser Solidarität“ mit den Zu-kurz-gekommenen und Hilfebedürftigen. Nur unter diesen Voraussetzungen könne der Olympismus seine heute notwendige Veränderung erfahren – er nennt dies ihre „abendländische Entschränkung“ –, die es ihm erlaubt, sowohl humanpolitische Funktionen zu übernehmen, als auch „Real-Utopie“ zu sein: In einer noch immer „von Gewalt, Revanche, Terror und Revolte“ bestimmten Welt „Demonstration gegen die Gewalt“ und für das friedliche Zusammenleben der Völker zu sein – Olympismus also nicht als eine Art Heilsverkündigung, sondern als konkrete Möglichkeit der Verständigung und des friedlichen Fortschritts.

Aber es ist auch keine Frage, dass Daume mit solchen Aussagen an die Grenzen der Möglichkeiten des olympischen Sports und seiner Idee stößt, sie wohl auch überschreitet, und vermutlich war ihm das auch klar. Um so zu denken (und zu handeln) benötigt man tiefergehende Quellen. Hier wurde Daume zum friedensbewegten Weltbürger. Die Münchner Spiele waren ein Stück Realisierung seiner olympischen „Vision“, auch wenn er das Wort Vision nicht schätzte. Aber dies konnten sie nur ein paar Tage sein, solange bis eben die Realität der Gewalt, gegen die sie Zeichen hätten setzen sollen, auf brutale Weise in sie einbrach. Es gab „zehn wundervolle olympische Tage“, schrieb Daume im NOK-Standardwerk über München. „Dann wurden wir aus dem Paradies schöner und liebenswerter Illusionen vertrieben, und niemals werden wir uns dorthin zurückziehen können“.

Waren dies alles nur Illusionen? Vermutlich nicht. Aber Daume war doch auch Realist genug, die Grenzen des olympischen Sports und dessen nationaler und internationaler Organisationsformen zu erkennen.

Die Vision Daumes eines besseren Sports in einer etwas besseren Welt bleibt deshalb doch, wenigstens ein Stück weit. Sie hatte in München für Tage reale Gestalt gewonnen, dahinter kann man nun nicht mehr zurück, die Bilder sind da und bleiben im historischen Gedächtnis gegenwärtig, und sie zeigen auch immer wieder, welche Möglichkeiten der olympische Sport haben kann. Die olympische Bewegung darf nicht „länger in sich selbst

ruhen“, sie muss „die Auseinandersetzung mit der Gegenwart“ immer wieder suchen, schrieb er. Es könne etwas Verbindendes im Sport sein. Aber es sei dazu notwendig, immer wieder auch etwas von diesem verbindenden Geist von Fairness, Kameradschaftlichkeit, Solidarität, Friedlichkeit und Internationalität öffentlich deutlich zu machen. Daume hat dieses Ziel nie aufgegeben. Seinen Realitätssinn hat er mit der Bereitschaft verbunden, neben dem Machbaren das Mögliche zu denken und es – wenn möglich – auch zu tun. Ein Stück weit ist ihm dies im Weiterdenken und in der Umsetzung seiner olympischen Grundsätze und Überzeugungen gelungen. „Wenn wir heute auf die Olympischen Spiele schauen“, so sollten wir schärfer ihre „doppelte Perspektive“ beachten, den gleichsam „doppelten Blick auf die Realität und das Machbare, ebenso wie auf das Wünschbare“, schrieb er 1990.

Zum Schluss: Die, die heute für den Sport Verantwortung tragen, müssen dafür sorgen, dass solche Grundsätze und Überzeugungen in unserer schnelllebigen Zeit nicht verblässen oder vergessen oder bei besonderen Anlässen – seinem Geburtstag zum Beispiel – gerade noch als Teil einer schönen, aber letztlich unverbindlichen Erinnerungskultur gepflegt werden. Von einer solchen Erinnerungskultur hielt er nichts. „Erinnern heißt Bauen“, schrieb er in dem vom Deutschen Sportbund herausgegebenen Buch über die Gründerjahre des DSB.

Alle wörtlichen und sinngemäß übernommenen Zitate stammen aus folgenden Quellen:

- Daume, Willi (1990). Zum Geleit. In Deutscher Sportbund (Hrsg.), *Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes. Wege aus der Not zur Einheit* (darin auch eine kurze Biographie von W. Daume, die Norbert Wolf verfasste). Schorndorf.
- Ders. (1988). Von Stuttgart 1951 bis Berlin 1987. In Karlheinz Gieseler, Ommo Grupe & Klaus Heinemann (Hrsg.), *Menschen im Sport 2000*. Dokumentation des Kongresses „Menschen im Sport 2000“. Schorndorf.
- Ders. (1972). „Geleitwort“. In Dieter Hildebrandt & Siegfried Unseld (Hrsg.), *Deutsches Mosaik. Ein Lesebuch für Zeitgenossen*. Frankfurt am Main.
- Ders. (1990). „Haben die Olympischen Spiele und die Olympische Idee (noch) eine Zukunft?“. In Ommo Grupe (Hrsg.), *Kulturgut oder Körperkult. Sport und Sportwissenschaft im Wandel*. Tübingen.
- Ders. (1972). „Vorwort“. In Deutsche Olympische Gesellschaft (Hrsg.), *Die Spiele der XX. Olympiade*. Offizielles Standardwerk des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland. Stuttgart.
- Deutscher Sportbund (Hrsg.). (1989). *Deutscher Sport 1952-1972* (Red. Karlheinz Gieseler & Norbert Wolf). Frankfurt am Main.
- Dwertmann, Hubert & Peiffer, Lorenz (2001). *Willi Daume*. Eine Bibliographie seiner Schriften, Reden und Interviews. Köln.

Peiffer, Lorenz (Hrsg.). (1989). *Die erstrittene Einheit. Von der ADS zum DSB (1948-1950)*. Bericht der 2. Hoyaer Tagung zur Entwicklung des Nachkriegssports in Deutschland (Interview mit Willi Daume u.a.). Duderstadt.

Der erste Präsident des Deutschen Sportbundes

Manfred von Richthofen

Willi Daume, so darf man mutmaßen, hätte eine Veranstaltung wie diese gefallen. Verspricht doch schon ihr Titel große Gedankenspiele und alltagsferne Überlegungen zu einem Thema, das ihm viele Jahrzehnte seines Lebens Herzensangelegenheit war.

„Olympische Dimensionen“ – das könnte ein Leitgedanke Daume'scher Prägung sein, ein Anstoß zu idealistischen Höhenflügen fernab der sportlichen Niederungen mit all ihren unrühmlichen Gegebenheiten und Begleiterscheinungen. Dem Olympier Willi Daume wäre der Brückenschlag von den Dimensionen zu den olympischen Visionen auch unter heutigen Vorzeichen ganz sicher in beeindruckender Weise gelungen. Freuen wir uns an seinem 90. Geburtstag darüber, dass wir auf seinen Spuren wandeln dürfen. Und diese Spuren sind in der deutschen und internationalen Landschaft des Sports nun wahrlich unübersehbar. Sie reichen weit zurück bis zu den sportlichen Gründertagen der Nachkriegszeit und haben keineswegs nur olympischen Bezug.

Mir obliegt es, Willi Daume als den ersten Präsidenten des Deutschen Sportbundes (DSB) zu würdigen und seine wegweisende Bedeutung auch über Olympia hinaus zu beschreiben. Und da dürfen wir aus der Sicht der Dachorganisation durchaus doppeldeutig und pathetisch feststellen: Am Anfang stand Willi Daume.

Sicher wäre aus dem Anekdoten-Schatzkästlein der Geburtsstunde des DSB so einiges zu zitieren, was längst auch Eingang in die sporthistorische Literatur gefunden hat. Doch ich will mich auf den berühmten „Däumling“ beschränken, als der der Gründungspräsident in ironisch-freundlich gemeinter Namens-Verballhornung charakterisiert wurde. Willi Daume, der Kompromiss-Kandidat zwischen den sportpolitischen Machtblöcken der ersten Stunde – das konnte nur auf einen „Däumling“ hinaus laufen. Die Wandlung zum Riesen in der Sport- und Gesellschaftspolitik ließ allerdings nicht lange auf sich warten. Um nur ein Beispiel zu nennen: Bereits in seiner ersten Amtszeit – und zwar bei einer Tagung der Deutschen Olympischen Gesellschaft (DOG) 1954 in Berlin – sagte er den Kultusministern der Länder deutliche Worte zu peinlichen Versäumnissen in der Bildungspolitik.

„Nehmen wir alles nur in allem, dann glauben wir doch mit unbestochenem Urteil feststellen zu müssen, dass die Schulpolitik unserer Erziehungsbehörden verfehlt ist, auf Irrtümern und falschen Vorstellungen beruht, vielen wissenschaftlichen, insbesondere den modernen medizinischen Erkenntnissen zuwiderläuft und letzten Endes nicht haltbar ist.“

Ein früher und durchaus überzeugender Beweis für den Visionär Willi Daume, der bereits gesamtgesellschaftlich bedeutsame Richtungen wies, als man in Deutschland auch noch ganz andere Sorgen kannte. Man muss dies nur mal auf den aktuellen Punkt bringen, um die Weitsicht des damaligen DSB-Präsidenten richtig einzuschätzen. Vor fast einem halben Jahrhundert hat er ein gesellschaftliches Problemfeld so treffend beurteilt, wie es sich peinlicher Weise heute noch darstellt. Vielfach hat ihn die Wissenschaft seither bestätigt, und der DSB konnte an seinem Credo immer nahtlos anknüpfen, wenn es in regelmäßigen Abständen galt, wieder eine Lanze für den Schulsport zu brechen.

Erst jetzt sind wir an einem Punkt angelangt, wo wir vorsichtig optimistisch sein dürfen. Erschreckende Untersuchungsergebnisse über die körperliche Befindlichkeit von Kindern und Jugendlichen haben zusammen mit umfassenderen Einsichten der Eltern- und Ärzteschaft dazu geführt, dass die nachdrücklichen Mahnungen und Warnungen der Sportorganisationen auch in der Bildungspolitik mehr und mehr Gehör finden. Endlich scheinen wir – ich sage das auf Grund jahrzehntelanger leidvoller Erfahrungen mit aller gebotenen Vorsicht – an der Schwelle zu dringend notwendigen Schulsportreformen zu stehen. Hoffen wir im Sinne des frühen Mahners Willi Daume auf den endgültigen Durchbruch.

Lassen Sie mich mit einem zweiten charakteristischen Zitat die Denkungsart und visionäre Kraft des Sportführers Daume untermauern. Beim DSB-Bundestag 1962 beschloss er sein Referat zum Tagungsthema „Der Verein als Träger der deutschen Turn- und Sportbewegung“ mit folgendem beschwörenden Appell:

„Eine Million Aktive mehr! – das soll für uns alle ständiger Mahnruf an unser Gewissen und eine ständige Herausforderung an unsere Tatkraft sein! Wir wollen alle emotionale Kraft, die dem Geist des Sports zu eigen ist, an diese Aufgabe setzen, ein jeder von uns an seinem Platz und jeder Verband in seinem Bereich! Dann werden wir ihr gewachsen sein.“

Mit dieser Programmatik, so dürfen wir heute resümieren, läutete Willi Daume, der Freund und Förderer der sportlichen Höchstleistung, die „Sport für alle“-Bewegung ein. Was zunächst „Zweiter Weg“ genannt wurde und später über die Aktion „Trimm Dich durch Sport“ ungewöhnliche Popularität und Millionen-Zuspruch erlangte, war in der Daume'schen Sportphilosophie längst als ein zukunftsweisendes Freizeit-, Gesundheits- und auch Sozial-Phänomen verankert. Er sah in den Sportvereinen weit mehr als nur Talentschmieden oder Anlaufstellen für einen geordneten Wettkampfbetrieb. Seine Vorstellungen orientierten sich immer an größeren gesellschaftspolitischen Zielsetzungen und kulturellen Zusammenhängen.

In den zwanzig Jahren seiner DSB-Präsidentschaft von 1950 bis 1970 hat es für diese Leitidee unzählige Anknüpfungspunkte und Weichenstellungen gegeben. Wenn wir heute

von konstruktiver Partnerschaft zwischen Sport und Staat im Allgemeinen und von der notwendigen Politikfähigkeit des organisierten Sports im Besonderen sprechen, dann dürfen wir sicher sein: Willi Daume war ein ganz entscheidender Wegbereiter.

Auch der oft beschworene Schulterschluss zwischen den namhaften gesellschaftlichen Institutionen, von dem man nicht nur in Krisenzeiten Auftrieb erwartet, war dem Sportpräsidenten Daume weit über seine Amtszeit hinaus ein dringendes Anliegen. Als eindrucksvolles Beispiel mag das von ihm stets besonders gepflegte Verhältnis von Kirche und Sport dienen. Doch das schloss andere fruchtbare Kooperationen von den Gewerkschaften bis zu den Arbeitgebern, von Sozialeinrichtungen bis zu internationalen Instanzen nicht aus. Als geradezu legendär gilt die Beziehung, die er zu Wissenschaft und Kunst aufbaute und bis an sein Lebensende pflegte.

In dem Zusammenhang kommt keineswegs nur sein grandioses olympisches Lebenswerk ins Blickfeld, über das noch ausführlich referiert wird. Auch in seinen DSB-Amtsjahren hat Willi Daume auf vielfältigste Weise für nachhaltige und fruchtbringende Verbindungen gesorgt. Wissenschaftliche Kapazitäten machten DSB-Veranstaltungen zu bedeutenden gesellschaftspolitischen Foren. Und für namhafte Kulturschaffende wurde der Sport zu einer dauerhaft guten Adresse. Nationale und internationale Persönlichkeiten der Zeitgeschichte hinterließen auf diese Weise markante Erinnerungsmarken auf der sportlichen Landkarte.

Diesbezüglich reicht die Liste von Theodor Heuss über Ortega y Gasset bis Willy Brandt, von Phillip Noel-Baker über Rudolf Hagelstange bis Walter Jens und Alfred Grosser und ist dennoch nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus der illustren Schar von Prominenz, die dem Sport während Daumes Regentschaft ihre Aufwartung machte. Die Tatsache, dass wir das Jubiläum zum 50jährigen Bestehen des DSB im Jahr 2000 recht selbstbewusst unter das Motto gestellt haben, „Der Sport – ein Kulturgut unserer Zeit“, hat sicher ganz wesentlich mit den wertorientierten Pionierleistungen von Willi Daume zu tun.

Er war richtungweisender Denker, ebenso behutsamer wie zielstrebigem Lenker und Gestalter, geschickter Diplomat und überzeugender Ideengeber des Sports. In Würdigungen seines imposanten Lebenswerks ist er allerdings auch in seinen impulsgebenden Widersprüchen charakterisiert worden. Sicher nicht zu Unrecht hat man ihn als machtbewussten Schöngeist, idealistischen Realist, visionären Pragmatiker, wachen Träumer und zielstrebigem Zauderer bezeichnet. Offensichtlich keine schlechten Attribute, so darf man im Blick zurück festhalten, denn seine Zeichen der Zeit haben überdauert.

Die umfassende Biographie Willi Daumes ist allerdings noch nicht geschrieben. Und auch in der gegenwärtigen Sportliteratur findet man bisher keine Gesamtkomposition der vielen

Facetten seines Wirkens. Doch daraus Zweifel an seinem angemessenen Platz in den Geschichtsbüchern – nicht nur des Sports – abzuleiten, hieße, seine wahre Bedeutung weit zu unterschätzen. Er war, ich wiederhole, was ich bei früherer Gelegenheit schon einmal gesagt habe, die überragende Sport-Persönlichkeit im Nachkriegsdeutschland. Mit Beginn seiner ersten Präsidentschaft hat er die Entwicklung des Sports in seiner gesamtgesellschaftlichen Dimension gesehen und damit bereits in Gründertagen Ansprüche untermauert, in denen wir uns heute zu bewähren haben.

Willi Daume hat die Messlatte für Generationen von sportlichen Führungskräften zweifellos hoch gelegt, gleichzeitig aber Orientierungs-Leitlinien hinterlassen, die von zeitloser Gültigkeit sind. Der Blick zurück in die Annalen Daume'schen Schaffens hat immer auch Gegenwartsbezug und nicht selten sogar Zukunftsfähigkeit. Das sollten wir zum 90. Geburtstag dieses großen Mannes mit Nachdruck öffentlich machen. Auch deshalb, weil es die Schlagzeilen und sportlichen Anfechtungen dieser Zeit hier und da entlarvt und vielleicht wieder in den richtigen Relationen darstellt.

Auf internationaler Bühne: Willi Daume und die Olympische Bewegung

Walther Tröger

Wenn Willi Daume diesen Geburtstag mit uns feiern könnte, so würden viele Persönlichkeiten des internationalen Sportlebens ihre Verbundenheit durch Teilnahme oder freundschaftliche Adressen bekunden. Im Laufe einer beispielhaften Karriere als Sportler und später Vertreter des deutschen Sports und Wahrer seiner Interessen hat er für den deutschen Sport international hohe Achtung und Anerkennung erworben. Ich hatte das Privileg, diese wichtige Arbeit über dreißig Jahre zu begleiten und zu unterstützen.

Der Keim wurde zweifellos durch das frühzeitig geweckte Interesse am Sport und seinen internationalen Manifestationen und vor allem durch die Möglichkeit gelegt, die dem 19jährigen mit dem Besuch der Olympischen Spiele 1932 in Los Angeles gegeben wurde. Vier Jahre später nahm er an den Spielen im eigenen Land teil, zunächst im Kader der Handballmannschaft, dann in dem der Basketballer. Die Resultate lagen weit auseinander. Die eine Mannschaft wurde Olympiasieger; die andere war nur aus der Not geboren worden, den Organisator der Spiele in einer in Deutschland noch nahezu unbekanntem Sportart zu vertreten und sie hatte keine Chance auf höhere Ehren.

Als Mann der ersten Stunde, Mitgründer des *Nationalen Olympischen Komitees* (NOK) 1949 und ein Jahr später auch des Deutschen Sportbundes (DSB) und dessen erster Präsident, war Willi Daume bald in die internationalen Beziehungen und ganz besonders die Versuche eingebunden, dem deutschen Sport wieder einen Platz im internationalen Raum zu sichern. Dieses Bemühen kulminierte natürlich in dem Wunsch, die Teilnahme an den Olympischen Spielen zu erreichen. Als Schatzmeister des NOK und Chef de Mission der ersten deutschen Sommermannschaft, die nach dem Krieg in Helsinki 1952 wieder Olympische Spiele besuchte, war Daume mit im Boot.

Bereits 1956 wurde er neben dem einzigen aus der Vorkriegszeit verbliebenen deutschen Mitglied, dem damaligen Präsidenten des NOK, Dr. Karl Ritter von Halt, als zweiter deutscher Vertreter in das Internationale Olympische Komitee (IOC) berufen. Bald erwarb er sich einen guten Ruf. Die Beziehungen zu einflussreichen Persönlichkeiten – damals durchweg Männer – des internationalen Sports waren außerordentlich hilfreich. Zu seinen persönlichen Freunden gehörten insbesondere der Finne Erick von Frenckell, der Japaner Prinz Takeda, der Schwede Gunar Ericsson, der bulgarische General und Olympiateilnehmer Vladimir Stoytchev, der Türke Suat Erler und natürlich Avery Brundage. Vor

dreißig Jahren hat dieser im Kieler Schloss den 60. Geburtstag für seinen Freund Willi Daume ausgerichtet.

Als Mann der großen Entwürfe, als der sich Daume gern bezeichnete, war er der Initiator einer für die damalige Zeit richtungweisenden Aktivität, als er als Präsident des DSB die internationale Arbeit des deutschen Sports intensivierte und dabei insbesondere die Aufgabe der Förderung des Sports in Entwicklungsländern definierte. Die Idee, die er mitgab, zieht sich seither wie ein roter Faden durch die Struktur des deutschen Sports. Sie wies dem NOK die wichtige Funktion der Trägerschaft und Vertretung dieser Aufgabe zu, verzahnte sie aber mit Funktionen des Deutschen Sportbundes.

Als Mann schneller Entschlüsse vereinbarte Daume mit Avery Brundage, dem damaligen Präsidenten des IOC, die Durchführung der Session 1963 in Baden-Baden. Die Session war frühzeitig nach Nairobi vergeben worden. Kenia weigerte sich aber, den Vertretern des damals noch im IOC mit allen Rechten anerkannten Südafrika die Einreise zu erlauben. Folgerichtig wurde ihm wegen dieses Verstoßes gegen die Olympischen Regeln der Auftrag entzogen. Das deutsche NOK sprang ein und in einem beispiellosen Kraftakt schuf der Präsident von NOK und DSB mit Mitarbeitern beider Organisationen die Voraussetzung, die Session binnen sechs Wochen in Baden-Baden durchzuführen. Teilnehmer sprechen heute noch begeistert und anerkennend von dieser Mitgliederversammlung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Aktion und die gastfreundliche Aufnahme der Teilnehmer aus aller Welt die Grundlage für eine positive Entscheidung gelegt haben, die weniger als drei Jahre später anstand.

Willi Daume hatte sich von Beginn an für das Recht der ostdeutschen Sportler auf Teilnahme an den Olympischen Spielen, die Bildung gesamtdeutscher Mannschaften und ihren Bestand eingesetzt. Dazu gehörte natürlich auch die schwierige und wichtige Frage der Einbeziehung Westberlins in die Verantwortung des NOK, das sich frühzeitig als „Nationales Olympisches Komitee für Deutschland“ benannte, und in die Qualifikation für seine Olympiamannschaften. Die Entscheidung des IOC im Jahre 1965, das System gemeinsamer Mannschaften aufzugeben, dem NOK der DDR eine eigenständige Vertretung zuzubilligen und nur die gemeinsamen Symbole beizubehalten, eine Regelung, die auch nur noch vier Jahre Bestand hatte, veranlasste Daume, über neue Aspekte der deutschen Repräsentation im internationalen Sportbetrieb nachzudenken.

Für ihn lag der Schluss, den manche für abenteuerlich halten mussten, gewiss nahe. Er beschloss die Bewerbung um Olympische Sommerspiele in Deutschland. Sehr schnell entschied er sich für München als Austragungsort, bereitete die Beschlussfassung im NOK und die Abstimmung mit dem Oberbürgermeister Münchens und den Bundes- und Landesregierungen auf höchster Ebene sorgfältig und diskret vor. Einer sehr kurzen Bewerbungs-

phase von wenigen Wochen folgten die Abgabe der Kandidatur-Unterlagen zur festgesetzten Frist am 31. Dezember 1965, eine wenig spektakuläre Vorbereitungszeit von kaum mehr als einem Vierteljahr und die positive Entscheidung im April 1966 in Rom.

Die Spiele gegen starke Konkurrenz und den Widerstand einflussreicher politisch bestimmter Gruppen im IOC nach Deutschland zu holen, war auch von Experten nicht erwartet und war weitgehend seinen Beziehungen und seiner Überzeugungskraft zu danken. Ich zitiere eine Passage aus seiner kurzen Präsentation:

„Es würde die vornehmste Absicht der Spiele in München sein, die Idee der olympischen Zusammenarbeit zwischen West und Ost, zwischen den jungen und alten Nationalen wie auch zwischen den schönen Künsten und dem Sport zu verwirklichen.

Und noch ein Gesichtspunkt scheint mir gerade für München zu sprechen. Kaum eine deutsche Stadt hat so viele freundschaftliche Verbindungen zu anderen Städten in aller Welt. Herzliche Beziehungen pflegt München mit Edinburgh ebenso wie mit Bordeaux, mit Cincinnati wie mit Leningrad, mit Verona wie mit Bombay.

Man sagt, dass Städte sich in gewissen Menschen personifizieren. Wenn ich für München nach einer Personifikation suche, dann tritt vor uns unser Freund Karl Ritter von Halt. Er war Münchner und verkörperte die besten Eigenschaften dieser lebenswerten Stadt. Was mich angeht, so darf ich hier für die junge deutsche Generation sprechen. Das ist kein Problem der Zeitgeschichte, die wir nicht bestimmen können und wollen. Es ist ein Anliegen, das von Herzen kommt.“

Am Rande sei ein Kuriosum erwähnt: Dass der im Präsidium des NOK gefasste Beschluss, die Bewerbung mit der Stadt München zu vereinbaren und vorzubereiten, über sechs Wochen der Öffentlichkeit und den Medien verborgen geblieben ist, ist unter heutigen Bedingungen nicht wiederholbar. Das lag zweifellos sowohl an der Mentalität der beteiligten Entscheidungsträger wie auch an der Struktur der Medien.

Die stärksten Akzente hat Willi Daume neben seiner Verantwortung für die Struktur des deutschen Nachkriegssports, für den Umgang mit Politik und Wirtschaft und für die Einbeziehung kultureller Aspekte und der internationalen Verbindungen zweifellos mit diesen Olympischen Spielen 1972 in München gesetzt. Alle diese Bereiche und insbesondere auch die Münchner Spiele werden durch andere Referenten behandelt. Ich kann mich deshalb kurz fassen.

Das Konzept der „heiteren Spiele“, der „kurzen Wege“, der Führung der Organisation durch das NOK, der Einbindung aller gesellschaftlichen Organisationen von Beginn an

und des absoluten Vorrangs der Interessen der beteiligten Sportler war in seiner Komplexität und Vollständigkeit einmalig. Willi Daume hat es mit seinen Mitstreitern geschaffen, ausgearbeitet und bis ins kleinste Detail bestimmt. Alle wichtigen Vorgänge und Entscheidungen trugen letztlich seine Handschrift.

Der 5. September 1972 hat zweifellos das Bild der Münchner Spiele erheblich verdunkelt. Es war auch verständlich, dass Willi Daume sein Lebenswerk, als das er die Spiele wohl betrachtete, nicht als gescheitert, aber doch als erheblich gestört ansehen musste und deshalb kurzzeitig aufzugeben und die Spiele abubrechen bereit war. Vom humanitären Standpunkt aus findet das zweifellos auch heute noch eine gewisse Rechtfertigung. Er ließ sich dann aber schnell überzeugen, dass eine solche Lösung im politischen Kontext verfehlt gewesen wäre und war dann sorgfältig bemüht, die Spiele zu einem annehmbaren Ende zu führen.

Viele Details der Organisation wirken bis heute nach. Dazu gehören beispielsweise die intensive Einbeziehung kultureller Aktivitäten, die Gestaltung eines umfangreichen Rahmen- und Betreuungsprogramms für Teilnehmer und Besucher, die Mitwirkung anderer NOKs an der Vorbereitung durch gemeinsame Konsultation, die Gestaltung des Olympischen Dorfs und die Ergänzung der unzureichenden Begleiterquoten für die Olympiamannschaften durch die Akkreditierung und Einbeziehung sogenannter Extraoffizieller.

Die Vollversammlung des IOC in München hatte Daume problemlos zum Vizepräsidenten unter dem ebenfalls neugewählten Präsidenten Lord Killanin bestimmt. Während der kommenden vier Jahre fiel ihm eine wichtige Rolle zu, als Killanin ihn beauftragte, die direkte Verantwortung und Verbindung zur Organisation der nächsten Sommerspiele in Montreal zu übernehmen. Diese Spiele waren durch mancherlei Probleme belastet, wie beispielsweise die Finanzierung, die Fertigstellung der Bauten und durch die gerade nach den Ereignissen in München besonders prekäre Sicherheitsfrage. Das IOC verfügte kaum über Eigenmittel und die Vermarktung seiner Tätigkeit und der Olympischen Spiele war noch in den Kinderschuhen oder überhaupt inexistent.

Die Beratung der Organisatoren durch den Präsidenten und andere Mitarbeiter des NOK auf der Grundlage der Erfahrungen von München hat den Organisatoren in Montreal zweifellos erheblich geholfen und dazu beigetragen, dass eine Reihe von bereits erkennbaren Fehlgriffen vermieden werden konnte. Das Verhältnis zwischen den leitenden Persönlichkeiten, dem Präsidenten des Organisationskomitees und dem starken und eigenwilligen Bürgermeister von Montreal, Drapeau, war sehr problematisch. Hinzu kam die latente politische Diskussion um die Separationsbemühungen der Provinz Quebec und daraus resultierende Konflikte zwischen Staats- und Provinzregierung. Schließlich führte auch der

Tod des sehr kompetenten und starken Generalsekretärs Simon St. Pierre wenige Monate vor den Spielen zur Notwendigkeit, beratend und hilfreich einzugreifen.

Willi Daume ist verschiedentlich bezichtigt worden, den Kampf gegen das Doping, für den er sich von Beginn an einsetzte, nicht konsequent und mit unzulässiger Kompromissbereitschaft geführt zu haben. Wer mit ihm zusammen gearbeitet hat, weiß das besser. Willi Daume hat energisch und intensiv an diesem Kampf gearbeitet und das auch zeitlebens fortgesetzt, auch wenn er Verständnis für menschliche Schwächen hatte und zum Dialog und Austausch von Meinungen bereit war. Unter seiner Verantwortung und auf seine Anregung entstand 1977 die „Grundsatzerklärung zum Spitzensport“, die unverzüglich international verbreitet wurde, Aufsehen erregte und Zuspruch fand. Sie ist auch heute noch als gute Grundlage für alles, was seither entstanden und vorgebracht wurde, geeignet.

1978 wurde Willi Daume vom IOC-Präsidenten zum Vorsitzenden der Zulassungskommission berufen, auf deren Arbeit noch einzugehen ist.

Unter Leitung von Daume stellte sich die 1967 gegründete *Stiftung Deutsche Sporthilfe* einer Reihe von Nationalen Olympischen Komitees Europas vor. Sie war 1961 von ihm und Georg von Opel konzipiert worden, und das NOK hatte ihre Gründung beschlossen, deren Vorbereitung allerdings sechs Jahre in Anspruch nahm. Das Ergebnis der Vorstellung war außerordentlich positiv. Eine große Zahl der seinerzeit unterrichteten Komitees und viele andere, die sich das Konzept zu eigen machten, arbeiten heute nach dem Muster dieser deutschen Gründung. Von 1989 bis 1991 übernahm Daume selbst den Vorsitz dieser wichtigen Förderorganisation des deutschen Sports.

1980 war ein entscheidendes Jahr in der internationalen Laufbahn von Willi Daume. Er stellte sich nachdrücklich gegen den Antrag, die deutsche Olympiamannschaft nicht zu den Olympischen Spielen in Moskau zu entsenden, der am 15. Mai die Mehrheit der NOK-Mitglieder erhielt. Die Begründung mit der sogenannten Afghanistankrise genügte ihm nicht, weil er der später auch von nahezu allen Befürwortern des Boykotts übernommenen Ansicht war, dass eine solche Haltung des Sports keinerlei Einfluss auf eine politische Entwicklung haben würde, zumal nahezu alle anderen Bereiche des öffentlichen Lebens eine ähnliche Entscheidung nicht mitvollzogen. Der Ausschluss von Rhodesien 1972 gegen die Regeln des IOC, die Abreise der meisten afrikanischen Mannschaften 1976 von Montreal, der Boykott von Moskau durch eine Reihe von Ländern 1980 und schließlich der Gegenboykott von Los Angeles durch nahezu den gesamten Ostblock 1984 haben die olympische Organisation erheblich gefährdet, aber keinerlei politische Verbesserung bewirkt. Im gleichen Jahr und von vielen im Zusammenhang mit dem Boykott des deutschen NOK gesehen verlor Daume die Wahl zum IOC-Präsidenten gegen Juan Antonio Samaranch.

Bereits 1976 war dem NOK für Deutschland der Olympische Kongress zugeordnet worden, der als zweiter nach dem Krieg 1981 angesetzt war und vom NOK im Einvernehmen mit dem IOC nach Baden-Baden vergeben wurde. Dieser Kongress, bereits acht Jahre nach seinem Vorgänger in Varna/Bulgarien, aber 51 Jahre nach der vorletzten dieser programmatischen Versammlungen, hatte gewiss nicht weniger Gewicht als seine Vorgänger. Bedeutung kam auch der Auswahl der Austragungsorte für die Olympischen Spiele 1988 zu, die mit der überraschenden Entscheidung für die Sommerspiele in Seoul endete.

Willi Daume war neben der Verantwortung für die Vorbereitung und Durchführung des Kongresses besonders an zwei Programmpunkten beteiligt und interessiert, der Institutionalisierung eines Mitwirkungsorgans für die Athleten und der Zulassung von vertragsgebundenen Berufssportlern zu den Olympischen Spielen. Die Einbeziehung der Aktiven und ihrer Vertreter in Entscheidungsverfahren war seit jeher sein Anliegen. Er hatte sich intensiv dafür eingesetzt und war mit dem Ergebnis hochzufrieden, dass die Athletenkommission unverzüglich ihre Arbeit aufnahm. Ihre volle Souveränität erhielt sie allerdings erst vor wenigen Jahren durch die Bestimmung, dass die Sportler während der Olympischen Spiele ihre Vertreter und diese ihren Vorsitzenden selbst wählen.

Willi Daume war zunächst ein Gegner der Zulassung von Berufssportlern zu den Olympischen Spielen und hatte dafür gewichtige Argumente. Er erkannte aber schnell, dass sich die Entwicklung nicht aufhalten ließ und dass die schon über Jahrzehnte diskutierte Grenze zwischen vertragsgebundenen Sportlern und sogenannten Amateuren ohnehin stark verwischt war.

Das Thema sollte ihn auch weiterhin beschäftigen. Die unter seiner Leitung stehende Zulassungskommission des IOC, die später ihre Bedeutung nahezu vollständig verloren hat, war insbesondere mit zwei wichtigen Bereichen beschäftigt. In der Frage der Berufssportler stand die Qualifikation der Tennisspieler im Vordergrund, da die später erfolgte Einbeziehung von Basketball und Eishockey zunächst im Wesentlichen nur die beiden nordamerikanischen NOKs betraf. Die Zulassungskommission erarbeitete Richtlinien für die Tennisspieler, die heute noch weitgehend Gültigkeit haben. Sie betrafen insbesondere die Zuständigkeit und Verantwortung der nationalen Fachverbände und Olympischen Komitees und den Verzicht der gemeldeten Spieler auf Werbung und Einkünfte während einer festgelegten Periode um die Olympischen Spiele.

Das andere war die Zulassung von Sportlern, die die Nationalität gewechselt hatten, zu dieser Zeit ein hochpolitischer Vorgang, weil er fast ausschließlich Flüchtlinge aus Ländern hinter dem Eisernen Vorhang in westliche Länder betraf. Es versteht sich, dass die betroffenen Herkunfts-NOKs mit hohem Einsatz bemüht waren, Abschreckungsmechanismen beizubehalten oder zu schaffen. Das IOC hat in seiner Regel den Grundsatz, dass

Nationalitätswechsler, die schon einmal für ein NOK gestartet waren, für ein anderes nicht mehr zugelassen werden konnten. Es hatte aber eine Klausel eingebaut, dass nach einer Dreijahresfrist der Wechsel mit seiner Genehmigung zulässig und diese Frist sogar verkürzbar war, wenn das NOK des Herkunftslandes und der zuständige internationale Fachverband Zustimmung erteilten. Vertreter des Ostblocks wollten auch diese Ausnahme zu Fall bringen. Daume und seiner Kommission ist es aber gelungen, mit guten Argumenten das zu verhindern, und die Exekutive des IOC ist den Empfehlungen der Kommission in jedem einzelnen Fall, der von der Kommission zu bearbeiten war, in der Regel gefolgt. Daume hat mit seiner Gradlinigkeit, die mit hohem Einfühlungsvermögen gepaart war, viel dazu beigetragen, dass damit auch eine Reihe eklatanter sozialer Nachteile für einzelne Sportler bereinigt werden konnte.

Die Bemühungen Deutschlands, nach München erneut Ausrichter Olympischer Spiele zu werden, fanden Willi Daume an vorderster Front. Nach der Entscheidung des NOK für Berchtesgaden gegen Garmisch-Partenkirchen als Kandidat für die Olympischen Winter Spiele 1992 folgte die Periode der Berlin-Bewerbung, die allerdings eine längere Vorgeschichte hatte, in den Jahren 1989 bis 1993. Das Ergebnis in beiden Fällen ist bekannt. Auch Daume, der gemeinsam mit dem Vorstandsvorsitzenden von Daimler Benz, Edzard Reuter, das als eine Art Aufsichtsrat fungierende „Kuratorium Berlin 2000“ leitete und damit die Vertretung von Sport und Wirtschaft gegenüber der Ausrichterstadt Berlin koordinierte, wusste wohl letztlich auch, dass sich die Chancen von Berlin im Lauf der vier Jahre der Bewerbung erheblich vermindert hatten. Eine weitere Bewertung der Ergebnisse dieser beiden Bewerbungen scheint gerade gegenwärtig nicht angezeigt.

Willi Daume hat sich während der ganzen Zeit seiner Ämter um den Gedanken des Fair-play, seine Verbreitung und seine Umsetzung bemüht. Diese Aktivitäten wirkten auch sehr weit international. Es war deshalb nur folgerichtig, dass ihn die vom IOC und der UNESCO unterstützte internationale Fair Play-Organisation im Jahr 1988 für drei Jahre zu ihrem Präsidenten berief.

Die Wertschätzung Daumes zeigte sich auch in der Tatsache, dass Präsident Samaranch seinen Wunsch auf Beendigung seiner Mitgliedschaft zunächst nicht akzeptierte. Als er dann 1991 das IOC verließ, wurde er mit allen Ehren verabschiedet, mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft ebenso wie kurze Zeit später mit der Auszeichnung durch den Olympischen Orden in Gold, wie sie außer ihm nur sehr wenigen Mitgliedern des IOC zuteil wurde.

Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang allen, die sich weiter mit Willi Daume und seinem Wirken befassen, die Lektüre seiner programmatischen Rede „Sport und Gesell-

schaft“ zum Bundestag des DSB 1970, auf dem er sein Amt niederlegte, und der Würdigung durch Ommo Grupe aus gleichem Anlass zu empfehlen.

Einer seiner kritischen, aber wohlwollenden Beobachter, unser alter Freund Walter Werle, ein angesehener Schweizer Publizist, hat Daume einmal so beschrieben und zitiert:

„Sofern sich die negativen Entwicklungen nicht stoppen ließen, so verbleibe dem Sport für eine Genesung wohl nur ein ähnliches Radikalmittel wie vor Jahresfrist der Wirtschaft und der Börse, nämlich ein ‚Crash‘. Glücklicherweise kämpfe eine repräsentative Mehrheit der aktiven Sportlerinnen und Sportler selbst für eine absolute Sauberhaltung der Sportbewegung vor der pharmakologisch-medizinischen Beeinflussung, und diese Haltung lasse auf einige Aufhellungen zwischen den dunklen Wolken hindeuten.

Wenn man Willi Daume bei seinen philosophischen Betrachtungen zuhört, glaubt man sich zuweilen in eine andere Welt und Jahre zurückversetzt. Und doch: Es wäre vermutlich dringend notwendig, dass sich auch andere Sportführer von ‚der höheren Ebene‘ gelegentlich vom Management, vom Druck der Gegenwartsprobleme und von der Money-money-Spirale lösen und statt dessen einmal einige tiefeschürfende Betrachtungen anstellen würden.

Willi Daume (...) ist ein Herold des Humanismus. Er predigt ihn, er verteidigt ihn, ja er hält ihn für den einzig möglichen Gesundbrunnen der Sportbewegung. Nur, der Humanismus dürfe nicht in der Tradition erstarren. Er müsse sich laufend den Gegebenheiten der Gegenwart anpassen, zumal die gesamten Weltprobleme – Entwicklung, Politik, Wirtschaft, Umwelt u.a.m. – den Sport beeinflussen.“

Einer, der das Recht dazu hat, hat in einem Gespräch die Ansicht geäußert, man dürfe nicht nur Gloriolen winden, sondern müsse Stärken und Schwächen – wer hätte sie nicht? – einer zu würdigenden Persönlichkeit gleichermaßen berücksichtigen. Nun, ich bin kein Historiker und auch sonst kein Wissenschaftler und nicht zur Objektivität und akribischen Recherche verpflichtet. Ich habe mir deshalb das Recht auf freie Auswahl genommen.

Willi Daume hat in der Struktur des deutschen Sports etwas eingeführt, was als Begriff zu seiner Zeit noch nicht existierte: Solide Corporate Governance.

Seine Motive und Vorstellungen, seine Erfahrungen und Erkenntnisse sind auch Vermächtnis. Möge es bei allen, die ihm in seinen verschiedenen Leitfunktionen nachgefolgt sind, noch lange wirksam bleiben.

München 1972: Denkmal und Vermächtnis

Hans Dieter Krebs

„*München leuchtete – mit Trauerflor*“, der ergänzte erste Satz der Novelle „Gladius Dei“ von Thomas Mann, diene als Motto. Deshalb stehen diese Überlegungen im Spannungsfeld der Pole augenscheinlicher Vernichtung fragiler Realutopien, die eine vorhersehbar, die andere brutal aus dem Hinterhalt zerschossen. Doch wie eine Heideggersche Kehre gebaren die Krisen Zukunftswirkendes. Ich denke an den 8. Oktober 1965 und den 5. September 1972.

Am 8. Oktober 1965 sei aus der vom IOC in Madrid beschlossenen Trennung der gesamtdeutschen Olympiamannschaften bei Willi Daume die Idee der Olympiabewerbung Münchens entstanden.

Am 5. September 1972 schien der Terroranschlag auf die israelische Mannschaft nicht nur dem heiteren Fest ein abruptes Ende zu bereiten, sondern auch der Olympischen Bewegung, der die Münchner Spiele ein neues Gesicht geben sollten, den Todesstoß zu versetzen. Aufstieg und Untergang lagen selten so nahe beieinander. Jedoch – nicht der Terror und Zerstörungen behielten die Oberhand, sondern der tausendmal belächelte oder ironisierte Satz „The Games must go on,“ ohne den blutigen Riss je heilen zu können. München 1972 waren – so Hans-Jochen Vogel – „menschliche Spiele – wenn auch in einem anderen und viel ursprünglicheren Sinne, als wir dieses Wort gemeinhin verwenden.“¹

Das Thema zwingt zu knappen Strichen. So begrenze ich die heutigen Einsichten des damaligen Beobachters auf vier Aspekte: „Die Idee“, „das Team“, „Denkmäler“, „Nachwirkungen“.

1 Die Idee

„Es ist zutreffend, dass der Gedanke an eine Kandidatur Münchens bei mir anlässlich der Auflösung der gesamtdeutschen Olympischen Mannschaft in Madrid aufkam, in der Tat irgendwie als Trotzreaktion, nachdem ich mich nach diesem für uns schmerzlichen Beschluss, der aber nach Maßgabe der IOC-Regeln unausweichlich war, zunächst mit dem Gedanken getragen habe, mein olympisches Engagement ganz einzustellen.“²

¹ Hans-Jochen Vogel im sid-Interview am 12. September 1972.

² Brief Willi Daumes an den Verfasser vom 4. März 1996.

Dies schrieb mir Willi Daume zwei Monate vor seinem Tod 1996. Trotz der fast kategorischen Festlegung bleiben Zweifel, ob wirklich eine spontane Trotzreaktion nach dem unausweichlichen, also erwarteten Ende des gesamtdeutschen Zwischenspiels den augenscheinlichen Geistesblitz ausgelöst hat, Olympische Spiele 1972 in Deutschland, in München austragen zu wollen? Gab es in Madrid einen olympischen Urknall?

Wir sind es gewohnt, Willi Daume, die bedeutendste Persönlichkeit des deutschen Sports nach 1945, je nach Anlass mit polaren Attributen oder Schubladenbegriffen einschränkend zu charakterisieren. Doch Daume passt nicht in ein reduktionistisches Schema. Darin kommen der kühle Analytiker mit Langzeit- und Breitband-Strategien, der hartnäckige Westfale oder die Momente der Niedergeschlagenheit kaum vor. Es ist daher nicht unbillig zu mutmaßen, dass ihn seit 1963 mit der politisch nicht durchsetzbaren Berliner Bewerbung für 1968 das Projekt Olympia in Deutschland beherrscht, ja umgetrieben hat.

Schon 1964 hatte er sich in Tokio pessimistisch über die Fortführung der gesamtdeutschen Olympiamannschaft geäußert. „Es sei endgültig vorbei“, zitiert ihn voller Unmut ein Bericht der deutschen Botschaft.³ Trotz der eindeutigen Stimmungslage im IOC ein Jahr vor dem Verdikt von Madrid befürwortete Daume als Spagat patriotischen Goodwills eine langfristige politische Beeinflussungsstrategie, die dem IOC-Komment widersprach. Wie vorherzusehen, hat sich das IOC in Madrid „der unübersehbaren Realität zweier deutscher Staaten“ gebeugt⁴ und sie notariell bestätigt. Dass Daume bereits 1962 in einem vertraulichen Brief an den IOC-Kanzler Otto Mayer eben diese Lösung der Trennung in zwei Teile mit gleichem Symbol vorgeschlagen hat, ist jüngst aufgedeckt, aber bisher kaum zur Kenntnis genommen worden.⁵ Die gerade fünf Stimmen für den Erhalt der gesamtdeutschen Mannschaft haben Daume in Madrid besonders enttäuscht.

Seinen Masterplan, das vielgestaltige Spiel des großen durchformenden Entwurfs eines aufklärerischen Modernisierers, hatte er längst verinnerlicht. Nach dem Ereignis von Madrid war allerdings der rechte Zeitpunkt zum Anstoß gekommen.

Das Wort Anstoß klingt unzureichend. Denn in Madrid brach die seltene Gelegenheit des schicksalhaft auf den Handelnden zutretenden Moments ein, der kühn zu ergreifen war, der „Kairos“ der Griechen. Das war mehr, als lediglich einen Glücksfall nutzen: In diesem einmalig günstigen Augenblick fielen alle Faktoren zur Umsetzung der schlummernden

³ Bericht der Botschaft Tokio an das Auswärtige Amt vom 19. November 1964, S. 4, BArch BMB B/137 16432.

⁴ Krebs, H.D. (1999). „Die ‚doppelten Deutschen‘“. In NOK für Deutschland (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung. Eine Zwischenbilanz* (S. 267). Frankfurt am Main.

⁵ Blasius, T. (2001). *Olympische Bewegung, Kalter Krieg und Deutschlandpolitik 1949-1972* (S. 237f.). Frankfurt am Main.

Idee ineinander. Daume hat, von der Energie des Kairos gepackt, die offenbare Niederlage in die Siegeschance seines Zukunftsprojekts verwandelt. Und alle Entscheidungsträger ließen sich von diesem Impetus packen, denn sie passten in diese einmalige Konstellation des Zusammenfallens aller positiven Momente.

Madrid löste eben keinen olympischen Urknall aus, wie es noch immer tradiert wird und Daume selbst vermittelte, sondern eine Eruption von gewissermaßen präfigurativen Ideen. Die kurzen und raschen Wege zur Realisation der Bewerbung und die Überzeugungskraft des bestechenden Konzepts mit vielschichtigem Symbolcharakter beflügelten sozusagen das olympische Ereignis herbei. Angesichts der langfristigen Bewerbungsstrategien und -prozesse, die wir derzeit miterleben, verlief der Weg zu den Münchner Spielen im unvorstellbar knappen Zeitrahmen von sieben Monaten nahezu geradlinig, so Ulrich Kaiser.⁶ Der Masterplan Daumes wurde nach dem Zuschlag vom 25. April 1966 in Rom trotz aller Mühsal demokratischer Entscheidungswege nicht nur grosso modo realisiert.

In diesem Gesamtkunstwerk, ohne Wagners Pomp und Pathos, vereinigten sich drei Motivationsstränge Daumes:

Aus der Sicht des Olympiers: Er wollte ein neues Kapitel der olympischen Geschichte aufschlagen: den Spielen eine zukunftsweisende Sinnggebung und Gestaltung schenken, mit Wettbewerb auf hohem Niveau und der befruchtenden Partnerschaft mit Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Aus der Sicht des Patrioten: Die Spiele als Geschenk an die Welt sollten das friedlich-weltoffene Profil des demokratischen Deutschlands präsentieren und einen Kontrapunkt zu Berlin 1936 setzen, damit die Stereotypen aus der Asservatenkammer der Kalten Krieger wie die denunziatorische Gleichung „ $36 + 36 = 72$ “ entkräften. Die Spiele sollten das Selbstbewusstsein der Deutschen stärken und die Spaltung gerade angesichts des ersten Auftritts einer eigenständigen DDR-Mannschaft erträglicher machen.

Aus der persönlichen Sicht: Daume, der einmal „Architekt“ als Berufswunsch angegeben hatte, wollte über das gemeinhin Machbare das unberechenbar Denkbare kreativ gestalten, das Über-den-Sport-Hinausreichende sicht- und greifbar werden lassen, ganzheitlich darzustellen. Wie jedem, der mit Musils Möglichkeitssinn begabt ist, so stand es auch Daume zu, sein Ideenspiel, seine Träume zu erfüllen.

⁶ Kaiser, U.(2003). „Blitzsauberes Abenteuer“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12. April, Nr. 87, 34.
Willi Daume – Olympische Dimensionen

2 Das Team

Es gehört zu den geglückten Wagnissen, wie Daume ein Team um sich scharte. Denn er band viele Kräfte in das Unternehmen Olympia ein. Es vereinte die verschiedenen materiellen und ideellen Träger, die sich dem olympischen Impetus unterwarfen. Die notwendigen Kompromisse stellten jedoch die Prinzipien des großen Entwurfs nicht in Frage. Und Herbert Kunze sprach vor fünf Jahren von der „glücklichen Konstellation, mit einem hervorragenden Team zusammengearbeitet zu haben.“

Ersparen wir uns eine lange Aufzählung von Namen. Sie reichen von Abreß bis Zuckmayer. Die Galerie der ausführenden Künstler aus aller Welt gleicht, wie die Liste der Mitwirkenden am Wissenschaftlichen Kongress, einem Who is who der Geistesgrößen der Siebziger Jahre.

Ulrich Kaiser⁷ hat zurecht darauf hingewiesen, es sei nicht nur Glück gewesen, dass Daume kongeniale Mitstreiter gefunden habe, die ihn verstanden, seine Ideen zu konkretisieren wussten und sich nicht von den Bedenken aus dem Mittelmaß oder „Das haben wir noch nicht gemacht“ beirren ließen. Sie nahmen den Satz Coubertins wörtlich, der bei der Bewerbung in Rom nicht als bloßer Wunschtraum vorgetragen wurde:

„Es bedarf neben der vollkommenen Organisation noch eines anderen: Anwesenheit der führenden Geister, Zusammenwirken der Musen, Kult und Schönheit, alle Pracht, die zur mächtigen Wirkung eines Symbols gehört.“⁸

„Anwesenheit der führenden Geister“ – nichts beschreibt treffender die Versammlung der Mitarbeiter und Mitstreiter. Daume setzte dabei auf den Kreis aufgeschlossener Sympathisanten, den er nicht als Sportfunktionär um sich geschart hatte, sondern als ebenbürtig anerkannter Partner, gebildet, kenntnisreich, bewandert in Kunst und Kultur, phantasiebegabt. Er hatte schon immer Freunde des Sports zu sich, zum Sport gebeten – und sie kamen. Das beruhte weniger auf einem Amtsbonus, sondern auf Ausstrahlung, Sympathie, Motivationskraft und einem hohen Maß anerkannter Kongenialität. Gegenseitig inspirierten sich Daume und die kreativen Kräfte, vor allem wenn die Banalität des Alltags und der Kleingeister den Schwung zu hemmen schien.

Dazu unkommentiert Gedanken dreier Mitwirkender. Zuerst Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel:

⁷ Kaiser, U.(2003). „Blitzsauberes Abenteuer“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12. April, Nr. 87, 34.

⁸ Offizieller Bericht des Münchner OK (1973). *Die Spiele. Band 1: Die Organisation* (S. 25). München.

„Daumes Stärken sind sein Idealismus und seine Begeisterungsfähigkeit. Auch die Vielzahl seiner internationalen und nationalen Kontakte sowie seine enormen sportlichen Erfahrungen waren für die Bewerbung um die Spiele und dann für ihre Vorbereitung von großem Wert. Fragen der Verwaltung und der Fülle der Bestimmungen und Sachzwänge, denen eine öffentliche Körperschaft unterworfen ist, stand er hingegen mit Distanz, manchmal sogar mit einer gewissen Fassungslosigkeit gegenüber. Gerade deshalb brachte er aber Lösungen zustande, die ein Verwaltungsexperte für völlig undenkbar gehalten hätte.“⁹

Im Essay „Über Management Willi Daume“ verfasste Otl Aicher, dessen visuelle Konzeption bis heute Maßstäbe über Olympia hinaus gesetzt hat, fast dithyrambisch ein eigenwilliges Psychogramm Daumes:

„Daume war kein Jurist, kein Mann rationaler Deduktion und partieller Gescheitheit. Er dachte mit den Augen. Er ordnete im Überblicken, er verstand im Sehen und urteilte im Augenmaß. Das steht nicht im Widerspruch zu der Tatsache, dass er gerne die Kontarskis zu Konzerten einlud und dass sein literarischer Fokus auf Leute wie Jean Paul Sartre konzentriert war. Er war in der Musik und Literatur zuhause.

Der Begriff Augenmensch markiert seinen Hunger nach Greifbarkeit. Das nur Gewußte war ihm suspekt. Es gab für ihn keine Welt der reinen Abstraktion [...].

Die Olympischen Spiele waren für Daume keine durch Organisation zu meisternde Veranstaltung. Er plante nicht ihren Ablauf. Ihn sicherzustellen, dafür gab es Fachleute. Er plante das Ereignis, die Erscheinung, das, woran die Leute sich erinnern werden, wenn sie wieder zuhause sind. Er plante gewissermaßen ihre Körperlichkeit, ihre Greifbarkeit.

Daume wollte spielerische Spiele. Das heißt, er wollte keine pathetischen Spiele, keine großen Spiele, keine Spiele allgemeiner Ideale, keine Spiele der Völkerverständigung, keine Spiele der Jugend.

Für Daume sind Feste nicht das ganz Andere, sondern [...] eine Steigerung des Lebens. Es muss aus dem Leben wachsen. So gewinnt es Autonomie und Glaubwürdigkeit. Es stimmt.“¹⁰

Der „Theaterweltlenker“¹¹ und westfälische Landsmann August Everding, Münchens olympischer Musik-Intendant, hat über den „Sportweltbeweger“ Daume geschrieben:

⁹ Vogel, H.J. (1972). *Die Amtskette* (S. 97). München.

¹⁰ Aicher, O. (1986). „über management willi daume“. In GH Kassel & Stankowski-Stiftung (Hrsg.), *Kunst + Design. Kultur. Olympia* (S. 14f.). Kassel.

„Aber diese Spiele wären nie ein theatrum mundi geworden, hätten sie nicht einen Intendanten gehabt, dessen Impetus, dessen Konzept, dessen erklärter Wille es stets war, in München auf allen Instrumenten zu spielen. Willi Daume. Allein ihm ist es zu danken, dass die Münchner Spiele ‚Kulturspiele‘ geworden sind.

In seinem Privathaus versammelte er Dichter, Schauspieler, Musiker. Dort trug man vor und diskutierte Pläne. Wenn man ihm zuhörte, lauschte man einem esoterischen, feinsinnigen Romantiker des 19. Jahrhunderts. Der erzeugte nicht Stahl, sondern Seide, der wohnte in Paris und nicht in Dortmund. Seine stockende angerauhte Sprache suchte vorsichtig Dinge zu ergründen, seine Anweisungen waren weise und keine Weisungen.

Ich habe durch ihn gelernt, dass man auch leise effektiv sein kann. Sein Gesicht hatte immer den Morgentau der Gerechten und die Fröhlichkeit der Zweifellosen. Er setzte alles durch und setzte nie allein sich durch.“¹²

Die drei unterschiedlichen Blickwinkel auf Daume deuten die Bandbreite der Mitwirkenden in diesem großen Orchester an. Ihm gab Daume mehr als Stimmführer denn als gestengewaltiger Dirigent die Einsätze vor.

3 Die Denkmäler

Sprechen wir von Denkmälern, die Vergangenes beschwören und wach halten, dann steht zuerst das Erinnerungsdenkmal für die ums Leben gekommenen israelischen Sportler und Funktionäre vor Augen. Der schockierende Friedensbruch ist reduziert auf die Namen der Opfer und die Tragödie des 5. und 6. September als Schock, als Kehre der olympischen Geschichte.

Für die breite Öffentlichkeit und weiterhin für die Städte- und Olympiaplaner von heute stehen in erster Linie – wenn wir den Begriff Denkmal interpretieren als Denk-Mal – die Bauten im Blickpunkt als Exempel kühner urbaner Ideen, die München nicht nur symbolisch geprägt haben. Noch immer dominieren der Olympiaturm und im Olympiapark das Stadion mit dem „punktgestützten Hängedach“. Die futuristische Kreation des bestaunten Zeldachs geht auf den „Charakter des damaligen Zeitgeists“¹³ zurück.

¹¹ Koch, G.R. (1999). „Alles Barocke ist nur Gleichnis“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. Januar, Nr. 23, S. 47.

¹² Everding, A. (1986). „München 72 und die Musik“. In GH Kassel & Stankowski-Stiftung (Hrsg.), *Kunst + Design. Kultur. Olympia* (S. 120f.) Kassel.

¹³ Günther Behnisch in Focus, 8. Januar 1966.

Heute bei sich rasant verringernden Halbwertzeiten für große Stadien kann das Oeuvre von Günther Behnisch zum Denkmal herabsinken, denn auch in München verdrängt der neue Zeitgeist mit der Multifunktionsarena von Herzog/de Meuron an der Peripherie das bisherige Wahrzeichen. Der Hinweis sei gestattet, dass Arena ursprünglich in der Antike den mit Sand bestreuten Boden bedeutete, auf dem sich die Gladiatoren einen Kampf bis aufs Blut lieferten. Der Münchner Olympiapark mit Sport- und Schwimmhalle hat sich als funktionierendes und profitables Unternehmen erwiesen. Einziges Sportdenkmal, ich sage nicht Ruine, scheint die Ruderstrecke zu sein.

Münchens Stadtväter erinnern noch heute stolz daran, dass die bayerische Landeshauptstadt in ihrer Entwicklung durch Olympia einen gewaltigen Zukunftssprung von acht Jahren gemacht habe. Wir denken dabei an das Verkehrsnetz von Bahnen und Straßen. Der Schub für die gesamte Infrastruktur, die Studentenstadt oder im Wohnungsbau ist unübersehbar. Hans-Jochen Vogel hat schon 1972 den Wertzuwachs auf 3 bis 4 Milliarden Mark geschätzt – bei einer städtischen Eigeninvestition von 170 Millionen Mark.

Nach den Spielen ehrte die bayerische Landeshauptstadt nach heftigen Diskussionen im Stadtrat Daume mit dem Münchner Kulturpreis „München leuchtet“ und in den neunziger Jahren mit einer Straße im Olympiapark. Die Dortmunder Zentrale des Deutschen Handball-Bundes, dessen erster Präsident Daume war, trägt seit 1995 den Namen „Willi-Daume-Haus“. Der DHB verleiht seitdem auf seinen Bundestagen einen Willi-Daume-Fairnesspreis, der aber in der Öffentlichkeit keinen Nachhall findet.

Ein vergessenes Denkmal versteckt sich in den Annalen des Sports unter dem Stichwort „Deutsche Sportkonferenz“. Der 1970 ins Leben gerufene Versuch eines koordinierenden „Runden Tisches“ von Sport und Politik verblich im Laufe der 80er Jahre.

Damit überschreiten wir schon die schwer bestimmbare Grenze vom Denkmal zu den hier nur in knapper Auswahl vorzutragenden Nachwirkungen.

4 Nachwirkungen

Bleiben wir bei der Architektur. Der Olympiapark mit Anlagen, die leben und zum Bewegen anstiften, als Zentrum der seitdem sprichwörtlich gewordenen „Spiele der kurzen Wege“ war und ist in unterschiedlicher Umsetzung noch immer als architektonische Kategorie erster Qualität Vorbild. Ich schlage den außergewöhnlichen Bogen nach Abuja, der neuen Hauptstadt Nigerias. Hier entsteht ein solcher Sportpark nach Münchner Modell für die diesjährigen Afrikaspiele, in jenem Land, dessen altes Nationalstadion in Lagos durch Daumes Mithilfe eine Kunststoffbahn aus Deutschland erhalten hat.

Dieser Schlenker hat seinen Grund. Dank der Münchner Spiele erhielt eine vorrangige, von Daume und dem deutschen NOK immer wieder angestoßene sozialpolitische Verpflichtung des Sports einen kräftigen Ruck. Die technische Zusammenarbeit mit den „armen Völkern“, wie sie der patriotische Weltbürger Daume gar nicht im Jargon der *political correctness* bezeichnet hat, war für ihn angewandte olympische Solidarität, lange bevor sich dieser Begriff institutionalisiert hat. Die Prioritäten hat er bei der Bewerbungsrede in Rom gesetzt: „Die Idee der olympischen Zusammenarbeit zwischen West und Ost, zwischen den jungen und alten Nationen, wie auch zwischen den schönen Künsten und dem Sport zu verwirklichen.“¹⁴

Leider geht dieses humane Postulat im Getöse der Marketing-Milliarden unter. Die Bedeutung des Sports in der Entwicklungshilfepolitik hat einen unserem Land unwürdigen Tiefstand erreicht, obwohl schon vor den Münchner Spielen die Wirkung dieser eindrucksvollen Vertrauenswerbung für Deutschland anerkannt worden ist. Im Zeichen des olympischen Elans muss jetzt die *Willi-Daume-Stiftung* in die Bresche springen.

Eine Herausforderung bleibt 31 Jahre nach dem Menetekel von München bedrängender denn je: Sicherheit. Die Bedrohungen sportlicher Großereignisse haben zugenommen. Die Kosten für das stets komplexere und verfeinerte Sicherheitsdispositiv und der global koordinierte Einsatz von Geheimdiensten und Abwehrorganisationen haben ihre eigene Dynamik entwickelt. Der blutige Ausgang der nicht vorhersehbaren Aktion auf dem Flugplatz Fürstenfeldbruck war der Anlass, die GSG 9 als erste Antiterrorereinheit in Deutschland aufzustellen.

Olympia 1972 hat zahlreiche Entwicklungen in der deutschen Sportpolitik angestoßen und vorangetrieben. Direkte Kinder sind der *Sportausschuss des Deutschen Bundestages* – er geht auf den *Sonderausschuss für Sport und Olympische Spiele* zurück – und das *Bundesinstitut für Sportwissenschaft* (). Dieses entstand 1970 als Antwort auf den vom Sport bekämpften Plan einer „Bundeszentrale für Sport“.

Gedrängt von den Eigeninteressen eines erfolgreichen Gastgebers und den Herausforderungen des „deutschen Lokalderbys“ mit der Aufrüstungskampagne der DDR erlebte die Sportförderung einen Mobilisierungsschub. 1969 wurde der Ausschuss zur *Förderung des Leistungssports*, der spätere BAL und heutige BL, neustrukturiert, die Institutionen der Bundestrainer und Leistungs-, später Olympiazentren personell und materiell ausgebaut.

¹⁴ Willi Daume in seiner Bewerbungsrede vor dem IOC in Rom. In Offizieller Bericht des Münchner OK (1973). *Die Spiele. Band 1: Die Organisation* (S. 25). München.

Die *Stiftung Deutsche Sporthilfe*, von Daume initiiert, wurde 1967 ins Leben gerufen. Die Wirkung und Bedeutung der Stiftung hier zu preisen, hieße Eulen nach Athen tragen. Und bis heute gehören die 1968 eingeführte Sportbriefmarke mit Zuschlag und die „Glücksspirale“ (Spirale – auf das Münchner Logo zurückgehend) zu den unverzichtbaren Einnahmequellen des Sports. Sie wären ohne die Münchner Spiele nie oder viel später geboren worden.

Noch eine gravierende Änderung oder Rückkehr zu früheren Konstruktionen ist mit München verbunden: Nach neunjähriger Personalunion – oder soll man sagen verdichtendes Zwischenspiel? – in Willi Daume kam es 1970 zur Trennung der Ämter von DSB- und NOK-Präsident, nachdem die Einführung eines geschäftsführenden Präsidenten zur Entlastung Daumes gescheitert war. Willi Weyer kam mit diesem Konstrukt nicht zurecht. Verständlicherweise.

Zu den politischen Nachwirkungen von mittelfristiger Tragweite zählt die zähneknirschende Zulassung der bis dahin verbotenen DDR-Embleme durch die Bundesregierung. Ihr wurde eine ungewollte Vorleistung zum späteren „Wandel durch Annäherung“ (Egon Bahr) abgerungen. Der Sport, sprich die olympischen Regeln, haben punktuell der Politik das Gesetz des Handelns aufgezwungen.

Die ungezwungene Gastfreundschaft und Anerkennung der Erfolge der DDR-Athleten haben wenigstens kurzzeitig ein Klima der menschlichen Entkrampfung und der positiven Wahrnehmung der anderen deutschen Sportler geschaffen; ein Nebenprodukt des utopischen Reservats „Friede auf Zeit“ (Helmut Schelsky). Dass die sportpolitischen Gegensätze weiterhin verhärtet blieben, hing nicht von der Stimmung in München ab, sondern von der politischen Großwetterlage.

Und sie verdüsterte bereits in München den olympischen Himmel. Die erfolgreiche Erpressung des IOC durch afrikanische Funktionäre im Fall Rhodesien, die Avery Brundage als schwere Niederlage eingestand, braute dunkle Wolken zusammen. Aus ihnen prasselte 1976 das erste Gewitter beim großflächigen afrikanisch-arabischen Boykott hernieder. Danach erschütterten die Zwänge von Boykott und Gegenboykott im Zeichen der politischen Konfrontation der Weltmächte 1980 und 1984 die Olympische Bewegung erneut bis auf die Grundfesten.

Dabei erlebten wir wieder jenes Paradox, dem viele auch noch heute fassungslos gegenüberstehen: Der Erpressung und dem blutigen Terroranschlag, der die Olympische Bewegung fast in den Abgrund stürzte, wurden unter dem Schlagwort „The Games must go on“ autosuggestiv das Selbstwertbewusstsein und die ethischen Imperative als Kraft zum

Durchhalten entgegengesetzt. Diese autogene Therapie musste für die olympischen Überlebenskünstler bei den Bedrohungsschüben bis 1984 immer wieder herhalten – mit Erfolg.

Eine Seuche, gegen die nur träge effektive Therapien entwickelt wurden, hat in München der Wissenschaftskongress behandelt. Selbst die erschreckenden ersten Erkenntnisse über Missbräuche lösten kein sofortiges und energisches Handeln aus. Ich spreche vom Doping-Menetekel, das viele nicht wahrhaben wollten. Wildor Hollmann hat Mexiko 1968 und München 1972 als „die ersten Anabolikaspiele im weitesten Sinn“ bezeichnet. Die Welle des Missbrauchs allerdings schwappte lange Jahre über die zaghafte Eindämmungsversuche hinweg.

Die Überlegung, ob und wenn ja wie Wurzeln der Zeitenwende des Olympischen Kongresses 1981, den auch die Handschrift Daumes geprägt hat, in München 1972 aufzuspüren sind, wird sicherlich noch erörtert.

Das Gesicht der Münchner Spiele wirkt in seinen Logos, den lichten Farben, wer weiß, ob Manns „samte Bläue des Münchner Himmels“ als eine Grundfarbe eingeflossen ist, das unaufdringliche Durchgestyltsein, würde man heute sagen, die schlüssige Gestaltung ohne Bombast. Das visuelle Bild war und ist noch heute in unterschiedlichen Abstufungen stilbildend. Ein stimmungsvoller Nachhall des Olympischen Kongresses Baden-Baden ist das Logo des Deutschen Olympischen Instituts (DOI). Noch eine lebendige Nachwirkung: Schon beim ersten Blick auf die bunten Banner der Friedensbewegung fällt die Anleihe bei den Fahnen der Münchner Regenbogenspiele auf.

Ob mit Rückgriff auf Coubertin oder nicht, Daume und sein Team haben Kultur und Wissenschaft nicht zu einer alibiartigen Überhöhung, sondern als bereichernde „Festgenossen“ eingeladen. Ohne diese Partner konnte das olympische Gesamtkunstwerk nicht glücken. 1972 wurde erstmals der Wissenschaftskongress ins offizielle Programm integriert. Spätere Nachfolger machten es sich schwer, sich an diesem Vorbild zu orientieren und die breite Palette von Stimmen und Meinungen zum und über den Sport in ähnlicher Vielfalt und Offenheit zu Wort kommen zu lassen. Die zukunftsgerichteten Beiträge von Wissenschaft und Forschung und die vielschichtige Wirkung des Kulturprogramms kann hier nur angedeutet werden. Kritiker fragen sich: Ist auf dieser Ebene nach Coubertins Wort vom „Dabeisein“, das alles sei, ein unabhängiger Sonderspielplatz für die Weltliga von Starensembles und Spitzeninszenierungen entstanden ?

Nicht nur die offenen Fragen, was denn lebendiges Vermächtnis oder nur Denkmal sei, lassen uns seit München 1972 kaum aus dem Griff. So stehle ich mich als schlichter Beobachter und nicht als tiefgründiger Berufshistoriker mit einem nach oben offenen Resümee aus der Runde.

München leuchtet und strahlt als Symbol des Möglichen, als unvollendetes Modell weiter, mitunter verblasst, zuweilen spürbar den Sport und die Olympische Bewegung mahnd. Aber – ist es heute noch gefragt? Willi Daume, ein Glücksfall, aber nicht immer ein Glückskind, wird auf dem Olymp – so stelle ich mir es vor – im Kreise der Mitstreiter, die uns verlassen haben, ohne den melancholischen Unterton wie zu Lebzeiten sein Motto aus dem „Falstaff“ (von Verdi, nicht von Shakespeare) wiederholen: „Tutto è burla.“

War alles wirklich nur Spaß angesichts des 8. Oktober 1965 und 5. September 1972, von 1980 ganz zu schweigen, wie es die verkürzte Summe Daumes anklingen lässt? Vielleicht heben sich diese Krisen und Aufschwünge in der Formel von der *Coincidentia oppositorum* meines großen Namensvetters Nikolaus Krebs aus Kues auf? Eine Antwort bleibt mir verschlossen.

Olympische Zeitenwende: Baden-Baden 1981

Christoph Vedder

Das Kürzel „Baden-Baden 1981“ steht für den 11. Olympischen Kongress, der nach den Olympischen Spielen von 1972 ein weiteres olympisches Werk Willi Daumes war: Der Kongress wurde inhaltlich von Daumes Vorstellungen stark geprägt, in seiner äußeren Erscheinung von ihm gestaltet. Nach dem Boykott der Olympischen Spiele von 1980 fasste Deutschland sportpolitisch wieder Fuß. Ich habe Daume vor, während und nach dem Kongress als prägende, anstoßende, fordernde und faszinierende Persönlichkeit erlebt, und meine Ausführungen sind von dieser Nähe sicher nicht frei.

1 Baden-Baden 1981 in der Reihe der Olympischen Kongresse

1.1 Die frühen Kongresse

„Baden-Baden“ steht als 11. Kongress in einer nicht homogenen Tradition¹, die mit dem erst viel später als 1. Olympischen Kongress bezeichneten Kongress von Paris 1894 beginnt, durch den die Olympischen Spiele erneuert, das IOC gegründet und die Olympische Charta geschaffen wurde. Es folgten die Kongresse von Le Havre 1897, Brüssel 1905, Paris 1906, Lausanne 1913, Paris 1914, Lausanne 1921, Prag 1925 und Berlin 1930.

Nach neun Kongressen trat bis zum 10. Olympischen Kongress in Varna 1973 eine 43jährige Pause ein. Nach diesem erfolgreichen Kongress beschloss die IOC-Session noch in Varna, Olympische Kongresse künftig regelmäßig abzuhalten, und 1977 wurde eine entsprechende Regel in die Olympische Charta² aufgenommen. Diese sieht in ihrem der Olympischen Bewegung gewidmeten ersten Kapitel in Art. 7 – noch vor der Regelung der Olympischen Spiele – vor, dass das IOC „grundsätzlich“ alle acht Jahre einen Olympischen Kongress veranstaltet. Der Kongress vereinigt mit dem IOC, den Internationalen Verbänden und den Nationalen Olympischen Komitees die drei Säulen der Olympischen Bewegung. Daneben werden Athleten und weitere Persönlichkeiten eingeladen.

¹ Zu Geschichte und Inhalten der Olympischen Kongresse vgl. Müller, N. (1983). *Von Paris bis Baden-Baden. Die Olympischen Kongresse 1894 – 1981* (2. Aufl.). Niedernhausen.

² Jetzt Art. 7 der Olympischen Charta, in Vedder, Ch. & Lämmer, M. (2002). *Olympische Charta 2001* (2. Aufl.). Melsungen.

Die Kongresse der ersten Phase lassen keine klaren Konturen der Institution Kongress erkennen. Sie waren bis zum Prager Kongress von 1925 von Pierre de Coubertin sehr persönlich geprägt. Für Coubertin erschöpfte sich die Olympische Bewegung nicht in den Olympischen Spielen, sondern manifestierte sich auch durch Veranstaltungen, die sich mit philosophischen, pädagogischen, historischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Aspekten befassten. Diese Kongresse dienten auch der Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung des IOC. Diesem Anspruch gemäß fanden sie oft in Universitäten – der Gründungskongress in der Sorbonne – oder Akademien statt.

1.2 Die neuen Olympischen Kongresse: Varna 1973 und Baden-Baden 1981

Das Forum „Olympischer Kongress“ wurde in einer für das IOC krisenhaften Zeit wiederbelebt. In den 60er Jahren waren die Olympischen Spiele als großartiges Schaufenster nationaler Selbstdarstellung und mit ihnen das IOC in die Mühlen der Weltpolitik geraten. Stichworte: Deutsche Olympia-Mannschaft, Wettkampf der politischen Systeme auf dem Sportplatz, der Ausschluss Südafrikas 1970, die Münchner Spiele als Plattform des palästinensischen Befreiungskampfes.

Die Welt war im Umbruch. Viele neue Staaten entstanden. Die sozialistischen Staaten arbeiteten mit Unterstützung der Dritten Welt auf eine Umstrukturierung des IOC nach dem als demokratisch dargestellten Muster einer zwischenstaatlichen internationalen Organisation hin – vor dem Hintergrund der Drohung, den Weltsport in die Hände der UNESCO oder anderer politischer Organisationen zu legen.

Aus dem Kongress von Varna 1973 gingen die Olympische Bewegung und das IOC gestärkt hervor. Es war gelungen, durch das Zusammenrücken der Nationalen Olympischen Komitees, der Internationalen Verbände und des IOC die Olympische Bewegung zu bewahren. Zugleich verbesserten die Nationalen Olympischen Komitees und die Internationalen Verbände ihre Stellung gegenüber dem IOC. Sichtbaren Ausdruck fand das in der paritätisch besetzten Tripartite Commission, die als Steuerungsgruppe des Kongresses von Varna fungierte und die auch Vorbereitung und Durchführung des Kongresses in Baden-Baden steuerte, der als erster und einziger turnusgemäß nach acht Jahren stattfand.

1.3 Der Jubiläumskongress Paris 1994

Die mit den Kongressen von Varna und Baden-Baden auf den Weg gebrachte charta-gemäße Veranstaltung Olympischer Kongresse scheint nach diesen beiden Ereignissen wieder abgebrochen zu sein, obwohl es an Themen nicht mangelte. Trotz eines in Baden-

Baden gefassten Beschlusses, den nächsten Kongress 1990 zu veranstalten, ist es erst 1994 wieder in Paris zu einem Olympischen Kongress gekommen, der als 100jähriges Jubiläum des Gründungskongresses allerdings seine eigene Prägung hatte.

1.4 Die Bedeutung der Olympischen Kongresse

Ein bescheidenes Fazit nach zwölf sehr unterschiedlichen Kongressen: die Kongresse sind das Forum, getragen von den heute vier Säulen der olympischen Bewegung und damit des gesamten Weltsports, sich mit den Problemen des Hochleistungssports, mit Gestalt und Weiterentwicklung der Olympischen Spiele und mit jedweden sportpolitischen Fragen zu befassen. Sie sind neben den Olympischen Spielen und den IOC-Sessionen die dritte Manifestation der Olympischen Bewegung.

2 Der Kongress in Baden-Baden

Mit Willi Daume verbinden sich alle drei olympischen Ereignisse. Höhepunkt sind natürlich die Münchner Spiele von 1972. In Daumes Zeit haben die 56. IOC-Session 1959 in München, die 61. 1963 in Baden-Baden – daher später dort die Ausrichtung des Kongresses –, die 73. in München anlässlich der Spiele, die 84. anlässlich des Kongresses in Baden-Baden und die 90. Session 1985 in Ost-Berlin stattgefunden. Der Olympische Kongress von 1981 ist aufgrund seiner zeitlichen Platzierung und seiner inhaltlichen Weichenstellungen nach den Münchner Spielen das bisher wichtigste olympische Ereignis in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg.

2.1 Der Kongress in Zahlen und Ablauf

Die Metapher „Baden-Baden 1981“ steht nicht für den Kongress allein.³ Der Kongress tagte über sechs Sitzungstage und wurde begleitet von der sich anschließenden 84. IOC-Session – mit der Präsentation der Bewerberstädte und der Wahl der Olympia-Städte 1988 Seoul and Calgary –, von permanenten Sitzungen des IOC-Executive Board und der Tripartite Commission, von Treffen der ACNO-Generalversammlung und AGFIS-Versammlung sowie von ständigen Sitzungen der im Werden befindlichen späteren Athleten-Kommission.

³ Vgl. NOK für Deutschland (Hrsg.), Bearb.: Knecht, W., Krabbe, D., Tröger, W. & Vedder Ch. (1982). *11. Olympischer Kongress Baden-Baden 1981 und 84. Session des IOC, 20. September bis 3 Oktober 1981. Organisationsdarstellung und Folgerungen*. Neuß.

Müller, N. (1983). *Von Paris bis Baden-Baden. Die Olympischen Kongresse 1894 – 1981* (2. Aufl., S. 147ff). Niedernhausen.

Am Kongress⁴ selbst nahmen 85 IOC-Mitglieder, 67 Delegierte der 26 olympischen Verbände – maximal drei pro Verband –, 310 Delegierte von 143 der damals 145 Nationalen Olympischen Komitees – ebenfalls maximal drei pro Komitee –, 30 Athleten und zehn Trainer als Beobachter mit Rederecht, je sechs Delegierte der Organisationskomitees der Olympiastädte 1980 und 1984 sowie der Bewerberstädte für 1988 als Beobachter ohne Rederecht, weitere 78 eingeladene Persönlichkeiten und Vertreter anderer Organisationen – zusammen 580 Delegierte und Beobachter – und dazu 578 Pressevertreter teil, insgesamt 1158 Personen. Zusammen mit den 1160 Mitarbeitern und Helfern des Organisationskomitees und des IOC kommt man auf rund 2300 Personen.⁵ Noch nie hatte ein Olympischer Kongress so viele Teilnehmer. Statt von einer „Olympiade der Funktionäre“ spreche ich aber lieber von den „Vereinten Nationen des Sports“.

2.2 Die inhaltliche Vorbereitung

Es war Daumes besonderes Anliegen, als Präsident des Organisationskomitees nicht nur Gastgeber zu sein, sondern auf dem Kongress inhaltliche Akzente zu setzen. Dem diente eine längerfristige Vorbereitung, die unter anderem Ausdruck in acht inhaltlich ausgerichteten Bulletins fanden.⁶

Ein Schwerpunkt war – aufbauend auf der gemeinsamen Grundsatz-Erklärung für den Spitzensport von 1977 – das Doping. Dazu fanden in den Jahren 1977 bis 1980 drei gemeinsam vom Nationalen Olympischen Komitee für Deutschland, dem Bundesinstitut für Sportwissenschaft und der Max-Planck-Gesellschaft veranstaltete wissenschaftliche Symposien⁷ statt. Ein viertes in der Vorbereitung des Kongresses stehendes Symposium war der rechtlichen Absicherung der Olympischen Spiele gewidmet und fand im Mai 1981 schon in Baden-Baden statt.⁸ Hier stand nach den Boykotten von 1976 und 1980 das Ver-

⁴ Zur Durchführung des Kongresses hatte das IOC „Regulations“ vom 24. Februar 1981. „Instructions“ vom 25. August 1981 und „Decisions“ vom 3. August 1981 erlassen, in NOK für Deutschland (Hrsg.), Bearb.: Knecht, W., Krabbe, D., Tröger, W. & Vedder Ch. (1982). *11. Olympischer Kongress Baden-Baden 1981 und 84* (S. 21 ff).

⁵ NOK (Hrsg.) a.a.O., S. 282; geringfügig andere Zahlen bei Müller, a.a.O., S. 147, 149.

⁶ NOK für Deutschland (Hrsg.): Nr. 1: International Cooperation in Sport, 1978; Nr. 2: Sport as Organization – The Organization of Sport, 1979; Nr. 3: Sport is Communication, 1979; Nr. 4: The Limits of Sports, 1980; Nr. 5: Town, Countyside, People, 1980; Nr. 6: The Future of the Olympic Games, 1981; Nr. 7: Sport and Money, 1981; Nr. 8: United by and for Sports, 1981.

⁷ Pharmakologische Leistungsbeeinflussung im Sport I, 22. Juli 1977 in München; Pharmakologische Leistungsbeeinflussung im Sport II, 5. Juli 1979 in München; Ethische, psychologische und soziologische Frage an den Leistungssport, 29./30. September 1980 in München.

⁸ Die Rechtsstellung der olympischen Organisation und die rechtliche Absicherung der Olympischen Spiele, 27. Mai 1981 in Baden-Baden.

hältnis der Olympischen Bewegung zu den Staaten im Vordergrund. Die gewichtige Publikation dieser Symposien⁹ wurde den Delegierten dreisprachig überreicht.

Diese Symposien wurden von einigen Wissenschaftlern inspiriert, die Daume seit 1979 in einer lockeren „Experten-Kommission“ versammelte, die sich während des Kongresses täglich traf und danach als NOK-Kommission konstituiert wurde. Die Vorbereitungen mündeten in einen Vorschlag für eine liberalisierte Zulassungsregel, einen klaren Standpunkt gegen das Doping; beides war erfolgreich, während eine Neuformulierung der olympischen Prinzipien ohne konkretes Echo blieb.

3 Eine olympische Zeitenwende

Zeitenwenden geschehen nicht in 14 Tagen. Dennoch kulminieren in Ereignissen Umbrüche. Der Baden-Badener Kongress war eine Standortbestimmung in einer Umbruchsituation und von Daume – darin sollte der deutsche Beitrag liegen – auf einige wesentliche Veränderungen, die die Zeit reflektierten, hin konzipiert. Aus heutiger Sicht war der Kongress tatsächlich eine entscheidende Station auf dem Weg dorthin, wie wir die Olympische Bewegung und den Weltsport heute kennen.

Unter den lange zuvor festgelegten Generalthemen „Die Zukunft der Olympischen Spiele“, „Die internationale Kooperation“ und „Die Zukunft der Olympischen Bewegung“ wurden die folgenden wesentlichen Fragen angesprochen: Kommerzialisierung, Gigantismus, Zulassung und Amateurismus, Doping, die Rolle der Frau, Unabhängigkeit und Strukturen der Olympischen Bewegung, Zusammenarbeit mit den Staaten und internationalen Organisationen, die Ziele und die Philosophie der Olympischen Bewegung, Sport in Entwicklungsländern und die Olympische Solidarität.¹⁰

Eine strenge Regie mit eng bemessenen Redezeiten und vorher angemeldeten und in Schriftfassung verteilten Redebeiträgen ließ eine wirkliche Diskussion nicht aufkommen. Daher war im Vorfeld besonderes Augenmerk darauf gelegt worden, dass die deutschen Delegierten, in welcher Eigenschaft auch immer, zu den Kernfragen sprachen. Die Kongress-Beiträge sind sogleich vom Organisationskomitee¹¹ und später offiziell vom IOC¹² veröffentlicht worden.

⁹ Bundesinstitut für Sportwissenschaft, NOK für Deutschland, Max-Planck-Gesellschaft (Hrsg.) (1981). *Olympische Leistung. Ideal, Bedingungen, Grenzen. Begegnungen zwischen Sport und Wissenschaft*. Köln.

¹⁰ Eine Zusammenfassung findet sich bei Müller, a.a.O., S. 157 ff.

¹¹ NOK für Deutschland (Hrsg.) (1982). *Der Kongreß. Berichte und Dokumente zum 11. Olympischen Kongreß Baden-Baden 1981*. München.

¹² IOC (Hrsg.) (1982). *11th Olympic Congress in Baden-Baden 1981* (3 Bände). Lausanne.

Die olympische Zeitenwende will ich schlagwortartig in neun Punkten benennen.

3.1 Die Handelnden

Eine Zeitenwende wird auch durch Personen verkörpert. Varna wurde durch Lord Killanin geprägt, der Avery Brundage als IOC-Präsident gefolgt war. In Baden-Baden wurde deutlich, wie sehr der ein Jahr zuvor gewählte Präsident Juan Antonio Samaranch die Zügel bereits in die Hand genommen hatte und seine Führung weiter auszubauen gedachte. Damit war die Position von Monique Berlioux auf Dauer nicht vereinbar. Ohne die Nichtteilnahme des deutschen NOKs an den Moskauer Spielen von 1980 wäre es vielleicht ein IOC-Präsident Willi Daume gewesen, der in dieser Funktion den Kongress noch stärker hätte prägen können. In den Tagen von Baden-Baden ließ sich beobachten, wie sich in den Führungsgremien des Weltsports ein Wechsel von einer angelsächsisch-europäischen hin zu einer mediterran-lateinamerikanischen Dominanz vollzog.

3.2 Zurückdrängen politischer Einflussnahme

Der Badener Kongress stand noch im unmittelbaren Eindruck des Boykotts der Moskauer Spiele. Der Kongress selbst, der von der 1976 in Montreal tagenden IOC-Session an das NOK für Deutschland vergeben worden war, war davon betroffen. Daume hatte dessen Rückgabe angeboten, die Moskauer IOC-Session hatte aber nach positiven russischen Signalen grünes Licht gegeben. So kam es aber, dass die Kongress-Organisation eigentlich erst im Herbst 1980 ihre Arbeit aufnahm.

Das China-Taiwan-Problem, hinsichtlich dessen das IOC einen weltpolitischen Schwenk nachzuvollziehen hatte, war im Frühjahr 1981 gelöst worden. Ein Boykott der Spiele von Los Angeles konnte aber befürchtet werden. Die Olympischen Spiele waren sehr drastisch zur Bühne weltpolitischer Demonstration geworden. Mancher sah ihr Ende nahe. Es wurde die Idee geboren, die Olympischen Spiele ständig an einem Ort – in Griechenland – zu veranstalten.

Der Kongress markiert den Wendepunkt hin zur Respektierung der Autonomie der Olympischen Bewegung unter der Führung des IOC durch die Staaten. Die von staatlicher Einflussnahme ausgehende Gefahr wurde gebannt, weil sich die in Varna begonnene Einheit der Olympischen Bewegung in Baden-Baden bewährte und festigte. Dazu trug auch Samaranchs Reisediplomatie und der gesuchte und gefundene Rückhalt bei UN und UNESCO bei. Sich für den Friedensnobelpreis im Gespräch zu halten, war sicher nicht abträglich. Die auf dem Kongress lancierte internationale Konvention zum Schutz der Olympischen

Spiele harrt noch der Realisierung. Der Boykott der Spiele von 1984 in Los Angeles hat als irgendwie verständliche Retourkutsche keine grundsätzliche Erschütterung mehr ausgelöst.

3.3 Die Struktur der olympischen Bewegung, die Führungsrolle des IOC

Um die innere Struktur der Olympischen Bewegung wurden nach dem Kongress von Varna nur noch Nachhutgefechte geführt. Die Tripartite Commission hatte den Badener Kongress fest im Griff. Allerdings nicht den IOC-Präsidenten, der im Alleingang über Nacht die „Führungsrolle des IOC im Weltsport“ in die Anschlussklärung des Kongresses hineinredigierte. Diese Überrumpelung hat der Gegenpart AGFIS und deren Präsident ohne Eklat geschehen lassen. Damit war die – auch persönliche – Machtfrage entschieden.

Allerdings hatten die drei Säulen IOC, die Internationalen Verbände und die Nationalen Olympischen Komitees von Varna über Baden-Baden zur Zusammenarbeit bei geteilten Aufgabenschwerpunkten zusammengefunden. Die erfolgreiche Tripartite Commission wurde vom Executive Board des IOC Ende 1981 in Sarajewo in die vergrößerte IOC-Kommission für die Olympische Bewegung überführt.

3.4 Die Rolle der Athleten

Ein zentrales Anliegen Daumes und die langfristig wichtigste Neuorientierung war, die Athleten eine angemessene Rolle wahrnehmen zu lassen. Auf ihren Leistungen baut alles auf. Das hat viele Facetten. Die erste war, den Athleten ein Mitspracherecht zu geben. 40 Sportler und Trainer waren als Beobachter mit Rederecht zum Kongress eingeladen. Daume war sehr darum besorgt, dass diese als Gruppe Arbeitsmöglichkeiten erhielten und gesondert tagen konnten. De facto wurde damit die IOC-Athleten-Kommission geschaffen, die dann ebenfalls Ende 1981 offiziell konstituiert wurde. Die Athleten konzentrierten sich auf die Themen Zulassungsregel und Doping und gaben hier dem Kongress starke Impulse.

3.5 Die Rolle der Frauen

Auch im Zusammenhang mit der Stellung der Athleten war es ein wichtiges Anliegen, die Rolle der Frauen im Sport und in den Führungspositionen der Sportorganisationen zu stärken. In der Folge wurden die Sportarten und Wettkämpfe für Frauen parallel zu denen der Männer ausgeweitet. Die nach dem Kongress tagende IOC-Session wählte erstmals zwei Frauen in das IOC.

3.6 Liberalisierung der Zulassungsregel

Für die Sportler von größter Bedeutung war die Liberalisierung der Zulassungsregel, die den sogenannten Amateur-Paragrafen – der schon keiner mehr war – ablöste. Als Vorsitzendem der IOC-Zulassungskommission war dies Daume ein besonderes Anliegen. Es ging um Ehrlichkeit und Chancengleichheit zwischen Staatsamateuren und den Sportlern, die in marktwirtschaftlichen Systemen für den Sport und folglich auch vom Sport leben. Sport war zum Beruf geworden.

Die Sportler, deren Leistungen Sportveranstaltungen, Fernsehübertragungen, Werbung, die Sportartikelindustrie erst ermöglichen, sollten nicht als einzige von den wirtschaftlichen Erträgen ausgeschlossen sein. Noch 1972 in Sapporo war Karl Schranz wegen lächerlich geringfügiger Werbung nach Hause geschickt worden. Die Besten in allen Sportarten sollten an Olympischen Spielen teilnehmen können, auch wenn sie vom Sport lebten. Nur der reine Profi-Sport sollte ausgeschlossen bleiben.

Um den Eigenheiten der einzelnen Sportarten Rechnung zu tragen und als Kompromiss hat die anschließende IOC-Session die Regel so gefasst, dass an Olympischen Spielen teilnehmen kann, wer den Zulassungsregeln der Internationalen Verbände genügt.¹³

3.7 Doping

So konnte der Kampf gegen das Doping rechtlich über die Regelwerke der Internationalen Verbände verankert werden. Wer dopt, verliert für einen längeren Zeitraum die Startberechtigung. Gerade die Athleten vertraten einen strikten Standpunkt.¹⁴

Das Thema Doping ist heute allgegenwärtig. Es fällt schwer, sich in Erinnerung zu rufen, dass der Durchbruch im Bewusstsein und was das rechtliche Instrumentarium angeht, erst vor rund 20 Jahren wirklich gelang, obwohl seit 1972 Doping-Kontrollen bei Olympischen Spielen stattfinden.

3.8 Kommerzialisierung, Medien, wirtschaftliche Macht

Der Baden-Badener Kongress steht nicht nur hinsichtlich der einzelnen Sportler am Übergang von einem Sport alter, amateuristischer Prägung zum Sportgeschehen als Wirt-

¹³ Regel 26 der Olympischen Charta, jetzt Regel 45, in Vedder, Ch. & Lämmer, M., a.a.O.

¹⁴ Sebastian Coe (1982), „Abschlußerklärung im Namen der Athleten“ plädierte für eine lebenslange Sperre bei Dopingverstößen, in NOK für Deutschland (Hrsg.), a.a.O., S. 210 ff.

schaftsfaktor. Der Kongress behandelte diese Entwicklung noch unter dem abwehrenden Begriff der „Kommerzialisierung“.

Mit den Spielen von Los Angeles standen – nach erheblichen Schwierigkeiten mit Vergabe und Durchführung Olympischer Spiele zuvor – erstmals privat organisierte Spiele bevor. Danach gab es keinen Mangel an Bewerbern mehr. Die Veranstaltung Olympischer Spiele war nicht länger ein Zuschussgeschäft. Die Fernseheinnahmen stiegen in unerwartete Höhen, und damit stiegen auch die Erwartungen der Fernsehanstalten an das Programm der Spiele. Andererseits machten die Einnahmen das IOC reich und unabhängig, gerade auch gegenüber den Staaten.

3.9 Verrechtlichung des Sports

Mit dem, was der Kongress erarbeitete und anstieß, verließ der olympische Sport endgültig die elysischen Gefilde des Gentlemen's Sport altehrwürdiger englischer Prägung. In dem Maße, wie die wirtschaftliche Bedeutung des Sports für die Athleten persönlich, aber auch für Verbände, Vereine und die Wirtschaftspartner des Sports steigt, ist die Verrechtlichung nicht aufzuhalten. Es geht dabei auch um die Rechte der Sportler, gerade bei dopingbedingten Zulassungsfragen. Gewichtige Kongress-Beiträge haben dies thematisiert. Nachdem ein entsprechender Vorschlag dem IOC schon 1979 gemacht worden war, führte diese Entwicklung zur Einsetzung des Court of Arbitration for Sport (CAS) durch die IOC-Session 1984 in Los Angeles.¹⁵

4 Visuelle Gestaltung

Über den Olympischen Kongress und Daume zu sprechen, ist nicht möglich, ohne die visuelle Gestaltung zu würdigen. Ihr gehörte Daumes besondere Zuneigung. Gestaltung transportiert Ungesagtes.

Die Formensprache der Münchner Spiele fand ihre Fortsetzung – auch in der Kontinuität der Beteiligten. Ich nenne Namen, weil diese für den unpräzisen, offenen Stil stehen, der in einem gewissen Kontrast zur prächtigen Baden-Badener Kulisse stand: Otl Aicher und Rolf Müller, Anton Stankowski und Karl Duschek sowie Karsten de Riese.

Eine strenge corporate identity fand sich von dem von Stankowski entworfenen und von Aicher adaptierten Logo über die Ausstattung der Kongress-Räume und ihrer Vorplätze, die Publikationen und Ausweise bis zur kleinsten Drucksache.

¹⁵ Vgl. Regelwerk für die Schiedsgerichtsbarkeit in Sportsachen, in Vedder, Ch. & Lämmer, M., a.a.O., .S. 87 ff.

Das den olympischen Ringen verwandte Zeichen des Kongresses vereint in einem Kreis die fünf olympischen Farben und transportiert deren Symbolgehalt um ein als Tisch verstehbares eingeschriebenes Viereck: die Olympische Bewegung am Konferenztisch. In einer farblichen Variante ist dies übrigens das Logo des Deutschen Olympischen Instituts (DOI) geworden, dessen Publikationen dann die vier Kreissegmente auszeichnen. Darin wird sichtbar, dass das DOI eine seiner Wurzeln im Kongress hat.

5 Der Weg zum DOI

Für Willi Daume war die Olympische Bewegung mehr als der sportliche Wettkampf. Es ging ihm immer auch um die philosophische, ethische, künstlerische, wissenschaftliche Begleitung. Dafür stand der Kongress.

So wie Daume zur Vorbereitung die Experten-Kommission heranzog, so sollte nach dem Kongress in dieser Richtung weitergearbeitet werden, um dem Kongress Taten folgen zu lassen. Aus der Experten-Gruppe wurde die NOK-Kommission für Strukturfragen und die wissenschaftliche Beratung des Präsidiums, die sehr bald die Gründung eines wissenschaftlichen Instituts erörterte und betrieb. Das ist aber eine andere Geschichte, die Ommo Grupe als spiritus rector des DOI nachgezeichnet hat.

6 Willi Daume und der Kongress

Willi Daume zu würdigen, ist auch in einer Beschränkung auf „Baden-Baden 1981“ kaum möglich. Er hat den Kongress nach Deutschland geholt. Er hat mit vollem persönlichen Einsatz daraufhingearbeitet, dass die Chance des Kongresses genutzt wurde. Das ist gelungen, die Erwartungen wurden übertroffen.

Der vor kurzen gestorbene Herbert Riehl-Heyse stellte in der Süddeutschen Zeitung am Tag der Eröffnung des Kongresses fest:

„Wie schlecht es einer Idee geht, kann man ... den Anstrengungen entnehmen, die zu ihrer Rettung unternommen werden. Die neueste Intensivbehandlung beginnt gerade in der Kurstadt Baden-Baden [...] und die Prognosen sind eher ungünstig [...].“¹⁶

Im Nachhinein wurde festgestellt, dass der Kongress in einer für den Olympischen Sport krisenhaften Situation stattgefunden habe. Eine Krise sei eine Zeit, die Entscheidungen verlange. Der Kongress habe in Reden und Diskussionen auf und hinter der Tribüne „Mei-

¹⁶ Vgl. Regelwerk für die Schiedsgerichtsbarkeit in Sportsachen, in Vedder, Ch. & Lämmer, M., a.a.O., .S. 87 ff.

nungen gebildet und Weichen für Entscheidungen gestellt”¹⁷. Der Kongress hatte nicht die Macht zu beschließen. Die nachfolgende IOC-Session hat sich aber dem vom Kongress ausgehenden (Ein-)Druck nicht entzogen.

Der Baden-Badener Kongress steht am Übergang zum heutigen Sport als Wirtschaftsfaktor und Lebensunterhalt, als Medienereignis, ohne die olympischen Prinzipien zu opfern. Die Probleme des olympischen Sports sind allerdings nicht geringer geworden. Daumes besonderes Verdienst dabei ist, die Athleten in den Mittelpunkt gerückt zu haben; dazu rechne ich auch die neue Zulassungsregel. Das ist unter unseren neun Punkten der wichtigste Aspekt der Zeitenwende.

Willi Daume setzte auf das Gewicht der Beiträge – daher die inhaltliche Vorbereitung – und den dynamischen Prozess, der auf einem hochrangig besetzten, gut organisierten und atmosphärisch dichten Kongress in Gang kam. Daume setzte auch darauf, dass – in der Krise – die Zeit reif war, Illusionen gegen Ehrlichkeit zu tauschen, dabei aber die Ideale und Visionen nicht aus dem Blick zu lassen.

Daume hat den Kongress geprägt, natürlich nicht nur als einzelne Person. Er hatte die Fähigkeit, Menschen für die Organisation und die Inhalte zu gewinnen und durch Menschen zu wirken. Er konnte Künstler, Wissenschaftler und andere, die dem Sport nicht a priori zugetan waren, für den Sport gewinnen. Das wirkt über ihn hinaus. Daume suchte das Gespräch, präziserte seinen Kurs – von dem man nicht unbedingt gleich wusste, wohin er führen sollte – und hielt ihn dann beharrlich und unabhängig.

Er selbst hat durch seine Rede zur Eröffnung dem Kongress den Weg gewiesen. Diese Rede war trotz entsprechender Zuarbeiten sehr „Daume“: unpräntiös, jeden Bombast verachtend. Sie war der inhaltliche und atmosphärische Anstoß. Daume schlug seine Themen an: „die Athleten als Jugend der Welt im Mittelpunkt“, „die Olympische Bewegung in ihrem politischen Umfeld“, „Sport und Macht“ und vor allem: „Mut zur Wahrheit, Ehrlichkeit, Offenheit“. Er nahm die Delegierten, gerade seine IOC-Kollegen, in die Pflicht:

*„Dem [...] Kongress sind schwierige Themen aufgegeben. Wahrscheinlich stehen wir längst am Anfang einer neuen Entwicklung, und es wird höchste Zeit, nach deren Fortschritt zu fragen und entsprechende Antworten zu geben.“*¹⁸

Es hatte noch nie eine so hochrangige und vollständige Zusammenkunft des olympischen Weltsports gegeben. Daume sah darin einen „Gipfelpunkt in der Geschichte des modernen Sports“. Von daher sein Bild des Kongresses als Gipfel, von dem man „sowohl weite

¹⁷ „Editorial“, in NOK für Deutschland (Hrsg.), a.a.O., S. 6.

¹⁸ In NOK für Deutschland (Hrsg.), a.a.O., S. 21, 25.

Horizonte erfassen als auch abstürzen (kann)“¹⁹. 50 Jahre nach den Erstbesteigungen des Mount Everest und des Nanga Parbat greife ich dieses Bild auf: Willi Daume war Gipfelstürmer und Bergführer zugleich.

¹⁹ In NOK für Deutschland (Hrsg.), a.a.O., S. 21.

Willi Daume im Fokus sportwissenschaftlicher Forschung

Lorenz Peiffer

Willi Daume ist zweifellos die Zentralfigur der bundesrepublikanischen Sportbewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Durch seine über den Bereich Sport und über nationale Grenzen hinausgehenden gesellschaftlichen Aktivitäten in der Sportbewegung ist er noch überall gegenwärtig. Ich will im Folgenden zu dem Thema „Willi Daume im Fokus sportwissenschaftlicher Forschung“ sprechen. Diese Aufgabe habe ich gerne übernommen; am Institut für Sportwissenschaft der Universität Hannover beschäftigen wir uns seit einigen Jahren mit Daume und seinem sportpolitischen Wirken im nationalen und internationalen Bereich.

Das Forschungsvorhaben „Willi Daume und die Entwicklung des Sports in der Bundesrepublik Deutschland“ ist im Herbst 1993 durch den damaligen Bundesminister des Innern initiiert worden und wurde in den Jahren 1994-1997 durch das Bundesinstitut für Sportwissenschaft gefördert. In den Jahren 1994/95 wurden unter der Leitung von Professor Trebels in Zusammenarbeit mit Dr. Fritz Hattig (ZDF) insbesondere Zeitzeugeninterviews mit Willi Daume durchgeführt. Diese Interviews liegen alle in verschrifteter Form sowie als Filmaufzeichnungen vor.

In den Jahren 1998 und 1999 ist das Projekt durch die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach Stiftung gefördert worden. Mit dieser Hilfe konnten in über zwanzig Archiven im In- und Ausland viele Materialien über das sportpolitische Engagement Willi Daumes recherchiert und erschlossen sowie bereits einige Interviews mit Zeitzeugen geführt werden.

Ein erstes Ergebnis dieser umfangreichen Recherchen ist die Publikation „Willi Daume – Eine Bibliografie seiner Schriften, Reden und Interviews“ (Köln 2001, 202 S.). Alle diese grundlegenden Daten und Unterlagen stehen in Kopie zur Verfügung und bilden für uns die Grundlage für die weitere Arbeit, die in einer wissenschaftlichen Biografie über Willi Daume ihren Abschluss finden soll.

Ein weiteres Ergebnis unserer bisherigen Arbeit ist ein Beitrag über den Beginn der sportpolitischen Tätigkeit von Willi Daume mit dem Titel „Zwischen Kontinuität, systematischem Neuaufbau und Transformation. Willi Daume – das neue Gesicht im bundesrepublikanischen Sport“.¹

¹ In Krüger, M. (Hrsg.) (2001). *Transformation des deutschen Sports seit 1939* (S. 135-151). Hamburg. *Willi Daume – Olympische Dimensionen*

Im Fokus sportwissenschaftlicher Forschung steht Willi Daume erst seit einigen Jahren. Unser Interesse dabei war und ist zunächst das „geistige“ und „sportpolitische“ Erbe und Vermächtnis von Willi Daume zu sichern, dazu dienten die leider viel zu spät begonnenen Interviews in den Jahren 1994/95 sowie die umfangreichen Recherchen in den verschiedenen Archiven – diese Arbeit ist noch lange nicht beendet. Wenn hier bislang ausschließlich von den Hannoveraner Aktivitäten die Rede ist, so ist das einfach zu erklären: In den Blick sportwissenschaftlicher Forschung ist Willi Daume – meines Wissens – sieht man einmal ab von vereinzelt Interviews anderer Kollegen mit Daume – nur in Hannover genommen worden. Das hängt im Falle von Hannover mit meinem persönlichen Interesse an der Person Daumes und seiner Bedeutung für die Entwicklung des Sports im Nachkriegsdeutschland zusammen. Vor allem aber mit dem persönlichen Erlebnis der Olympischen Spiele 1972 in München, die ich als Zuschauer erleben durfte. Diese Erfahrung hat im Laufe meiner Tätigkeit als Historiker zu dem Wunsch geführt, dieses für die Entwicklung des nationalen und internationalen Sports und für die Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland so zentrale Ereignis in seiner Entstehungs- und Wirkungsgeschichte zu erforschen. Die Olympischen Spiele 1972 in München sind untrennbar mit der Person Willi Daume verbunden.

Dass Willi Daume an anderen sportwissenschaftlichen Einrichtungen nicht – oder noch nicht – in den Blick der Forschung gekommen ist, ist einerseits sicherlich mit der „desolaten“ Situation sportgeschichtlicher Lehre und Forschung an unseren Instituten zu erklären, andererseits war aus der Sicht zeitgeschichtlicher Forschung die Zeit, in der Willi Daume wirkte, noch nicht „an der Reihe“. Zeitgeschichtliche Forschung braucht Distanz, Distanz zu der zu erforschenden Zeit und den in der Zeit handelnden Personen. Nicht umsonst sieht das Deutsche Archivrecht eine dreißigjährige Sperrfrist für die Einsichtnahme in Akten vor. Es kommt noch ein weiterer Grund dazu, dass die sportgeschichtliche Forschung Daume und seine sportpolitischen Aktivitäten bislang nur am Rande in den Blick genommen hat. Nach dem politischen Umbruch in Deutschland 1989/90 verlagerten sich die sporthistorischen Forschungsinteressen hin zur „Aufarbeitung des DDR-Sports“. Der Reiz des freien Zugangs zu den Archivbeständen der ehemaligen DDR – die Ausnahme im Deutschen Archivrecht, die im Einigungsvertrag festgeschrieben wurde – hat sicherlich diesen Prozess stark forciert.

Mit dem Projekt „Willi Daume und die Entwicklung des Sports in der Bundesrepublik Deutschland“ haben wir in den 90er Jahren in der sportwissenschaftlichen Forschung gewissermaßen ‚Neuland‘ betreten. Ich trete den Kollegen Karl-Adolf Scherer, Norbert Wolf, Andreas Höfer sowie dem DSB sicherlich nicht zu nahe, wenn ich den Stand der Forschung folgendermaßen beschreibe: Es gibt keine einzige umfassende Veröffentlichung zu Daume und seiner Rolle in der bundesrepublikanischen Sportbewegung, die den Krite-

rien wissenschaftlichen Standards entsprechen würde.² Der Sachverhalt gilt dabei nicht nur für den Werdegang und das Lebenswerk Daumes insgesamt, sondern betrifft auch die spezifische Rolle Daumes in den einzelnen Phasen der Sportentwicklung nach 1945 oder in gewichtigen thematischen Bereichen des Sportgeschehens. Darüber hinaus gibt es in der Sportgeschichtsschreibung in erkenntnistheoretischer Hinsicht keinen Ansatz, der das Verhältnis von Biografie und Sportentwicklung systematisch einbezieht.³

In der Verbindung von Sozialgeschichte und biografischer Forschung betritt das Projekt zudem „Neuland“ insoweit, als darin angelegt ist, die Entwicklungsphasen der bundesrepublikanischen Sportgeschichte in Beziehung zu setzen zum Werdegang Daumes. In der sportgeschichtlichen Forschung existiert aber keine Überblicksdarstellung über die Entwicklungsphasen des bundesrepublikanischen Sports. Das gilt erst recht für sport- und gesellschaftsübergreifende Darstellungen, die im Hinblick auf Daumes Lebensweg mit zu reflektieren sind: Zum einen seine über den alleinigen Sportbezug hinausgehende Betonung insbesondere der kulturellen Dimension, zum anderen seine Entwicklung und Karriere in der Sportbewegung, die den Weg von regionalen zu nationalen und dann zu internationalen Führungspositionen nimmt.

Was für die Entwicklungsgeschichte im Allgemeinen gilt, lässt sich weitgehend auf die einzelnen Phasen der Entwicklung übertragen. Mit Ausnahme der recht gut dokumentierten Gründungsphase des Deutschen Sportbundes nach 1945 gibt es keine Darstellungen zu

² Ansatzweise als Ausnahme kann hier die Übersicht zum Lebensweg Daumes von Norbert Wolf (1990) gelten: „Willi Daume. Grundlagen einer Karriere im Sport“. In Deutscher Sportbund (Hrsg.), *Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes. Wege aus der Not zur Einheit* (S. 77-83). Frankfurt a. M. sowie Höfer, A. (2000). „Willi Daume. Von der Machbarkeit der Utopie“. In NOK für Deutschland (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung. Eine Zwischenbilanz* (S. 321-326). Frankfurt am Main. Zudem sind hier zwei Werke von bzw. zu Daume hervorzuheben: Deutscher Sportbund (Hrsg.) (1973). *Willi Daume. Deutscher Sport 1952-1972*. München (darin Reden Daumes und ein Vorwort von Ommo Grupe); Scherer, K.A. (1968). *Willi Daume. Ein Porträt* (=Persönlichkeiten der Gegenwart, Heft 7). Freudenstadt.

³ Die Biografieforschung in der Sportgeschichtsschreibung bezieht sich insbesondere auf die Zeit des Nationalsozialismus – vgl. die von Horst Ueberhorst herausgegebene Reihe zu „Sportführern im Dritten Reich“ (vgl. insgesamt dazu auch: Bernett, H. (1995). Neue Aspekte der Zeitgeschichte des Sports. *Sportwissenschaft*, 25, 2, S. 119ff.). Die neueste „epochenübergreifende“ – vom Zeitalter des Wilhelminismus bis zur Bundesrepublik reichende – Arbeit über eine zentrale Führungsfigur der deutschen Sportbewegung hält ihrem im Vorwort bekundeten Selbstverständnis, „die biographische Vorgehensweise als neuen historischen Ansatz in das Fachgebiet Sportgeschichte einzuführen“, nicht Stand (Heimerzheim, P. (1999). *Karl Ritter von Halt – Leben zwischen Sport und Politik*. Sankt Augustin.). Um dieses Vorhaben umzusetzen, wäre eine explizit geführte geschichtswissenschaftliche Diskussion zum Verhältnis Biografie und Gesellschaftsentwicklung – und zudem von Sport und Gesellschaft – vonnöten gewesen (in der Absehung liegt eine fatale Folge in interpretatorischer Hinsicht begründet, nämlich eine Aneinanderreihung von Detailspekten und damit eine qualifikatorische Gleichsetzung etwa von Funktionsausübungen im NS-Staat und in der Bundesrepublik).

den unterschiedlichen, späteren Phasen der Sportentwicklung.⁴ Anknüpfen kann die zeitgeschichtliche Forschung hier allerdings an spezifische, gewichtige, sportwissenschaftlich bearbeitete Themengebiete, die in der Sportentwicklung – und somit auch für Daume und seinen Lebensweg – von erheblicher Bedeutung sind. Das betrifft etwa die internationalen Sportbeziehungen⁵, die Ost-West-Beziehungen⁶, die Olympischen Spiele⁷, die Organisation des Sports (national und international)⁸, das Verhältnis des Sports zu Institutionen wie Politik, Kirche etc. und die Doping-Thematik⁹.

Das sportpolitische Erbe und Vermächtnis von Willi Daume

Es wurde bereits auf die Interviews mit Willi Daume und die bisherigen intensiven Recherchen in zahlreichen Archiven verwiesen, die notwendig sind, um das sportpolitische Erbe und Vermächtnis von Willi Daume zu sichern. Nun soll ein kleiner Überblick bezüglich der schriftlichen Überlieferungen Daumes erfolgen:

Da sind zunächst seine Buchbeiträge zu nennen. Seit 1954 hat Willi Daume 43 Beiträge in Büchern verfasst. Als zentrale Themen kehren immer wieder: die „Entwicklung der Olympischen Spiele“, die „Frage nach der Glaubwürdigkeit der Olympischen Idee“ und das „Verhältnis von Sport und Kunst“.

Seit 1939 hat Willi Daume über 90 Beiträge in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht. An dem thematischen Wandel der Beiträge lässt sich auch sein Aufstieg vom

⁴ Zur Gründungsphase vgl.: Deutscher Sportbund (Hrsg.). (1990/91). *Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes* (Band 2). Schorndorf. Vgl. auch: Buss, W. (Hrsg.). (1984). *Die Entwicklung des Sports in Nordwestdeutschland 1945-1949*. Duderstadt; sowie Peiffer, L. (Hrsg.). (1989). *Die erstrittene Einheit – Von der ADS zum DSB (1948-1950)*. Duderstadt.

⁵ Zum Themenkomplex „internationale Sportbeziehungen“ liegen bislang keine grundlegenden Untersuchungen vor.

⁶ Geyer, M.H. (1996). „Der Kampf um nationale Repräsentation. Deutsch-deutsche Sportbeziehungen und die „Hallstein Doktrin“. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 44, 1, 55–86. Pabst, U. (1980). *Sport – Medium der Politik? Der Neuaufbau des Sports in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und die innerdeutschen Sportbeziehungen bis 1961*. Berlin. Lehmann, N. (1986). *Internationale Sportbeziehungen und Sportpolitik der DDR, Teil I: Entwicklung und politische Funktionen unter besonderer Berücksichtigung der deutsch-deutschen Sportbeziehungen und Teil II*. Münster. Blasius, T. (2001). *Olympische Bewegung, Kalter Krieg und Deutschlandpolitik 1949 – 1972*. Frankfurt am Main.

⁷ Blödorn, M. (Hrsg.). (1984). *Sport und Olympische Spiele*. Reinbek. Peiffer, L. (1998). 100 Jahre Olympische Spiele 1896–1996. Ein Literaturbericht aus sporthistorischer Sicht. *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports*, 12, 1, 48–63.

⁸ Winkler, J. & Karhausen, R. (1985). *Verbände im Sport*. Schorndorf.

⁹ Vgl. Berendonk, B. (1992). *Doping. Von der Forschung zum Betrug*. Reinbek. Bette, K.H. & Schimank, U. (1995). *Doping im Hochleistungssport*. Frankfurt am Main. Singler, A. & Treutlein, G. (2000). *Doping im Spitzensport. Sportwissenschaftliche Analysen zur nationalen und internationalen Leistungsentwicklung*. Aachen.

lokalen und regionalen Sportfunktionär zum nationalen und internationalen Repräsentanten des Sports erkennen und damit wird auch ein Wandel in der Wahrnehmung sportpolitischer Interessen, Haltungen und Einstellungen deutlich. Willi Daume startete seine sportpublizistische Karriere mit einem handballspezifischen Thema in der Vereinszeitung des *TV Eintracht Dortmund* im Jahre 1939. Die Vereinszeitung sollte auch in den folgenden Jahren bis in die unmittelbare Nachkriegszeit sein Publikationsorgan bleiben, allerdings wechselte mit seiner neuen Funktion als Vereinsvorsitzender auch der Blickwinkel von handballspezifischen zu vereinsübergreifenden Themen. Mit dem Aufstieg Daumes auf die nationale Sportebene (Präsident des *Deutschen Handball-Bundes* 1949, Präsident des *Deutschen Sportbundes* 1950) veränderte sich erneut der Blickwinkel, der sich im Vorfeld der Olympischen Spiele 1972 in München ganz und gar auf zentrale Fragen der Olympischen Bewegung („Olympischer Friede“, „Olympische Bewegung und Dritte Welt“, „Olympische Spiele und Kunst“) konzentrierte.

1972 warf Daume bereits ein Thema in die Diskussion, das sein Engagement für die Olympische Bewegung nach den Münchener Spielen stark bestimmen sollte: „Die Amateur-Frage“. Damit bewies er, wie auch in vielen anderen zentralen Fragen, sportpolitische Weitsicht!

In seinen über 50 Beiträgen in Journalen und Zeitungen, die wir bislang erfassen konnten, stand die Olympische Bewegung immer im Zentrum.

Die zentrale Position, die Daume in der deutschen Sportbewegung einnahm, wird deutlich an der Vielzahl von „Vorworten“, die er in den Jahren von 1947 bis 1993 verfasste: bekannt sind bislang 143. Beschränkten sich die Vorworte zunächst als „Grußworte“ auf die Mitteilungsblätter seines Vereins *Eintracht Dortmund*, so spiegelt sich gerade anhand dieser Überlieferungen der Aufstieg von Daume vom Vereinsvorsitzenden, über den Vorsitzenden des *Arbeitsausschusses Handball*, des Präsidenten des Deutschen Handball-Bundes (DHB) zum Präsidenten des *Deutschen Sportbundes* (DSB) wider.

Ab Mitte der 60er Jahre wird Daume zum begehrten Vorwortschreiber auf dem deutschen Sportbuchmarkt. Zahlreiche Sportpublikationen „schmücken“ sich mit einem Vorwort von Daume und hoffen auf einen Wettbewerbsvorteil ihrer Publikation durch das Vorwort des prominenten Sportfunktionärs. Im Jahr vor den Olympischen Spielen in München und im Olympiajahr schrieb Willi Daume allein über 70 Vorworte für die unterschiedlichsten Publikationen – u.a. für die Vereinsfestschrift des *Oberpfälzer Reit- und Fahrvereins Regensburg*, für ein Fußballbuch zugunsten der „Aktion Sorgenkind“, die „Weltgeschichte des Sports“ von Carl Diem (3. Auflage), die zahlreichen Veröffentlichungen im Rahmen der Münchener Spiele.

Auf die über 150 Berichte, Aufrufe, Presseerklärungen und sonstige Schreiben aus den Jahren 1945 bis 1996 möchte ich an dieser Stelle nur hinweisen.

Eine zentrale Quelle für die biografische Forschung sind neben den o.g. verschiedenen Beiträgen die Reden. Sie spiegeln einerseits den Wirkungskreis wider und lassen Rückschlüsse auf die Akzeptanz zu, die Daume im nationalen und internationalen Sport sowie in der bundesdeutschen und internationalen Politik und Gesellschaft genoss. Andererseits sind sie wichtige Quellen, die Aufschluss geben über Einstellungen, Haltungen und Einsichten zu sportpolitischen und gesellschaftlichen Fragen und Problemen der jeweiligen Zeit. Erfasst haben wir bislang für die Jahre 1948-1994 nahezu 220 Reden. Beschränken sich die Anlässe als Redner und auch die Inhalte seiner Reden bis Anfang der 50er Jahre zunächst auf seine Funktion als Vereinsvorsitzender sowie dann als Repräsentant des DHB und DSB, wendet sich Daume ab Mitte der 50er Jahre immer stärker sport- und gesellschaftspolitischen Fragen zu. Daumes Wertschätzung als Redner bleibt dabei keineswegs auf den Sport beschränkt: Reden vor politischen Gremien, Wirtschafts- und gesellschaftlichen Organisationen, auf nationalen und internationalen sportwissenschaftlichen Tagungen beweisen, dass Daume weit über den Sport hinaus als Fachmann für politische und gesellschaftliche Fragen des Sports (Ost-West-Konflikt, Kommerzialisierung, Amateurfrage – Fragen zur Zukunft der Olympischen Bewegung) gefragt und akzeptiert war.

Daume war aber nicht nur als Redner gefragt, sondern war auch ein begehrter Interviewpartner in unterschiedlichen Medien. Erfasst haben wir über 330 Interviews (260 Zeitungen, 69 Radio, 108 Fernsehen), wobei bis Anfang der 70er Jahre der Ost-West-Konflikt immer wieder im Zentrum stand. Der Höhepunkt der Interviewtätigkeit lag zweifellos in den Jahren 1971/72, aber Willi Daume blieb bis Anfang der 90er Jahre ein wichtiger Partner für die Medien. Im Rahmen der Diskussion um den Boykott der Olympischen Spiele in Moskau 1980 hatte er allein 15 Fernsehauftritte.

Ich habe darauf hingewiesen, dass unsere Recherche, das sportpolitische Erbe und Vermächtnis von Willi Daume zu sichern, noch lange nicht abgeschlossen ist. Eine der wichtigsten Quellen, deren systematische Erfassung und Dokumentation noch aussteht, ist der Briefwechsel von Willi Daume. Neben all den anderen bereits genannten Quellen bilden die Briefe eine der wichtigsten Quellen für die biografische Forschung – sieht man einmal von Tagebüchern ab, die nach unseren Erkenntnissen von Willi Daume nicht vorliegen. In Briefen spiegeln sich aktuelle Diskussionsprozesse, Einstellungen und Haltungen viel authentischer wider als in anderen Überlieferungen.

Die Hannoveraner Konzeption

Das Lebenswerk Daumes nimmt einen solchen Umfang an, dass die im Projekt durchgeführten und weiterhin durchzuführenden aufwendigen Arbeiten jenen des Carl- und Liselott-Diem-Instituts an der Deutschen Sporthochschule Köln sicherlich nahe kommen. Für die Langzeitperspektive – Erarbeitung einer wissenschaftlichen biografischen Studie über Willi Daume – ist die schrittweise und mühselige, gleichsam Mosaiksteinchen für Mosaiksteinchen zum Bild zusammenfügende Alltagstätigkeit der historischen Forschung notwendig. Das ist gerade hinsichtlich der Person Daumes vonnöten, weil dessen Lebensweg nicht nur durch seine unterschiedlichen Führungspositionen in der nationalen und internationalen Sportbewegung charakterisiert ist, sondern damit auch durch unterschiedliche, auch sich wandelnde Stellungen, Handlungen und Haltungen in den Bereichen, in denen er tätig wurde. Damit wird es aber ebenfalls notwendig, die Sportorganisationen, denen Daume vorstand oder in denen er in Führungspositionen gelangte (Deutscher Handballverband, Deutscher Sportbund, Nationales Olympisches Komitee, Organisationskomitee für die Olympischen Spiele, Deutsche Olympische Gesellschaft, IOC) in ihrer Entwicklung und sportbezogenen wie gesellschaftlichen Bedeutung einzubeziehen. Der Aspekt lässt sich dahingehend verallgemeinern, dass der Werdegang Daumes ohne die Einbeziehung der Entwicklung der einzelnen Sportorganisationen sowie des gesellschaftlichen Bedeutungswandels des Sportes nicht angemessen zu erfassen ist. Deshalb ist die angesprochene Verbindung von Biografie, Sport- und Gesellschaftsgeschichte letztlich eine Selbstverständlichkeit eines wissenschaftshistorischen Zuganges, weil ansonsten die wissenschaftliche Aufbereitung zu kurz greift.

Mit der skizzierten Form wissenschaftlicher Tätigkeit sind schon gegenwärtig vertiefte und neue Einblicke in den biografischen Werdegang von Daume, in seine Einbeziehung in historische, gesellschaftliche oder sportbezogene Entwicklungen verbunden. Beispielsweise wird die Frage danach, warum er 1950 zum Vorsitzenden des Deutschen Sportbundes gewählt wurde, im Allgemeinen – sportwissenschaftlich wie journalistisch – mit der Erklärung der Notwendigkeit eines „neuen Gesichtes“ in der deutschen Sportbewegung – vor dem Hintergrund der NS-Zeit – beantwortet. Richtig ist daran sicherlich, dass die gegenüber der NS-Zeit veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse mit Daume einen entsprechenden Ausdruck fanden, den er auch selbst als Vorsitzender realisierte. Mit der systematischen Sichtung, Erfassung und Aufbereitung der vorhandenen Materialien zeichnet sich allerdings bereits für die Phase 1945 bis 1950 ein erheblich zu korrigierendes Bild der These des „neuen Gesichtes“ ab. Vielmehr kann fast von einem systematischen Prozess des Aufbaus der Person Daume im sportorganisatorischen Umfeld gesprochen werden, der zur Übernahme des Vorsitzes 1950 führte; Daume hatte Organisationserfahrung auf loka-

ler und regionaler Ebene des Sports; er kam aus dem Sport – hatte also „Stallgeruch“; und er war finanziell unabhängig und brachte einen eigenen Apparat für die Amtsführung ein.

Willi Daume ist also letztlich kein „neues Gesicht“, vielmehr ist die Übernahme des DSB-Vorsitzes die Konsequenz aus seiner vorausgehenden Einbindung in sportorganisatorische Strukturen und seinem Aufstieg innerhalb dieser Strukturen, was zudem mit seinem biografischen, sportbezogenen wie familiären Hintergrund verbunden ist. Verallgemeinernd ließe sich formulieren: Hinter der Aussage vom „neuen Gesicht“ steckt hinsichtlich der Wahl Daumes von 1950 selbst ein erheblicher Anteil politischen und ideologischen Interesses, obgleich sich dann mit der Amtsübernahme und der Amtsausübung Daume als Bestandteil des „neuen Gesichts“ der bundesrepublikanischen Gesellschaft erwies. Es handelt sich hier nur um ein Beispiel; aber um eine vertiefende Deutung überhaupt vornehmen zu können, sind die Eckpunkte des Entwicklungsganges weiter zu eruieren und nachzuvollziehen.

Bewusst haben wir den Ausgangspunkt für eine Publikation von Teilergebnissen aus dem Projekt auf die Entwicklungsphase 1940 bis 1950 gelegt: zum einen aus arbeitstechnischen und -organisatorischen Gründen. Zum anderen wurde diese Schwerpunktsetzung aber vor allem aus inhaltlich-thematischen Gründen vorgenommen, handelt es sich in der Phase doch um einen gesellschaftlichen und auch für die Lebensgeschichte Daumes biografischen Umbruchprozess. Erst über den in dieser Zeitspanne erfolgenden grundsätzlichen strukturellen Wandel im gesellschaftlichen wie sportlichen Geschehen wird der Aufstieg Daumes verständlich. Insofern ist in der Schwerpunktsetzung auf diese Phase zugleich eine in der Konsequenz des Blickwinkels angelegte doppelseitige Orientierung angelegt: der Blick zurück in Kindheit, Jugend, Dortmunder Zeit und Verhältnisse sowie der Bruch und Übergang in gewandelte Sozialverhältnisse. Die Phase ist für den Lebensweg Daumes als gesellschaftlicher und biografischer Bruch und damit zugleich als Möglichkeit des Aufstiegs in der Sportbewegung zu kennzeichnen, die dann in Daumes Aufstieg von der lokalen auf die regionale und von dort auf die nationale Ebene umgesetzt wurde. Damit liegt dann sowohl eine erkenntnistheoretische Grundlage vor, mit der sich weiterarbeiten lässt, als auch eine inhaltliche Grundlage für den Weg Daumes, der ihn in Leitungspositionen der internationalen Sportbewegung führt. Insofern ist hier mit dem Beitrag „Zwischen Kontinuität, systematischem Neuaufbau und Transformation. Willi Daume – das ‚neue‘ Gesicht im bundesrepublikanischen Sport“ – zusammen mit der „Bibliografie der Schriften, Reden und Interviews“ Willi Daumes in inhaltlicher wie arbeitsorganisatorischer Hinsicht eine Grundlage für die weitere Forschung geschaffen worden.

Um allein eine solche erste, wie die benannte Korrektur andeuten zu können, bedarf es eines erheblichen Forschungsaufwandes: Für die o.g. Aussage zur Vorgeschichte der

Übernahme des Vorsitzes durch Daume bedurfte es neben der Kenntnis sportwissenschaftlicher Arbeiten zur Nachkriegssportgeschichte sowie der vorliegenden Kenntnisse zum biografischen Werdegang Daumes der Recherche in etwa folgenden Archiven: Sport-Informations-Dienst Neuss, Stadtarchiv und Deutscher Handballbund Dortmund, Deutscher Sportbund und Nationales Olympisches Komitee Frankfurt. Mit welchem Zeit- und Reiseaufwand diese Recherchen verbunden sind, soll damit nur angedeutet sein.

Ein zu korrigierendes Bild zeichnet sich dabei nicht nur für die Jahre bis 1950, sondern etwa auch für die 50er/60er Jahre ab. Keineswegs war die Position Daumes in den Anfangsjahren seines Vorsitzes im DSB so gefestigt, wie es seine spätere Zentralstellung in der Sportbewegung vermuten lässt. Über seine im Verhältnis zur organisatorischen Umgebung und zum gesellschaftlichen Wandel der Bedeutung des Sports stehende Position ist Daume in die anerkannte – und, wie in demokratischen Verhältnissen üblich, auch durchaus häufiger kritisierte – Stellung einer Führungsfigur gleichsam hineingewachsen. Eine diesbezügliche Annäherung an die Biografie Daumes erfordert die Erörterung der sich wandelnden Rolle und Bedeutung Daumes in einer sich verändernden Sportbewegung und Gesellschaft. Eine solche Erörterung der Rolle Daumes ist an einen prozessgeschichtlichen Blickwinkel gebunden – eine Sichtweise, die bislang kaum in der Sportgeschichtsschreibung verankert ist. Mit der Vertiefung der Archivrecherchen und der zunehmenden Breite und Dichte der Materialbasis ist also durchaus auch ein veränderter und vertiefter erkenntnistheoretischer Blickwinkel verbunden. Die für eine rollenzentrierte Zugangsweise notwendige Verbindung von biografischer Forschung mit organisations-, alltags- und gesellschaftsgeschichtlichen Sichtweisen dürfte dabei nicht nur für die Sportgeschichte, sondern auch für die „Mutterwissenschaft“ Geschichte eine Erweiterung des Blickwinkels bedeuten. Die Verknüpfung von Person und Rolle Daumes mit der Geschichte des Sportes, der Sportorganisationen und der Gesellschaft trägt zu einem differenzierenden und dichteren Verständnis sowohl der Person Daumes als auch des gesellschaftlichen Bereiches Sport bei.

Dieser Prozess von der Übernahme des DSB-Vorsitzes, der Festigung dieser Position in der nationalen Sportbewegung, seine Anerkennung durch staatliche Institutionen, der Einbindung des bundesrepublikanischen Sports in die gesellschaftliche Modernisierung wird ein Schwerpunkt der weiteren Forschung sein. Dabei sind weiterhin u.a. Fragen nach der Herausbildung einer eigenen bundesrepublikanischen Sportpolitik – auch vor dem Hintergrund der Einbindung ehemaliger nationalsozialistischer Sportfunktionäre in den bundesdeutschen Sport –, der Auswirkungen des Ost-West-Konfliktes insbesondere auf die deutsch-deutschen Sportbeziehungen, der Öffnung des Sports zu Wissenschaft und Kunst, das Thema Doping im Verhältnis zur politischen und gesellschaftlichen Entwicklung in

der Bundesrepublik und dem biografischen Werdegang Daumes zu untersuchen und zu diskutieren.

Ein weiterer Schwerpunkt wird auf die Herausbildung der internationalen Beziehungen Daumes und ihrer Auswirkungen auf die Entwicklung des bundesdeutschen Sport gelegt werden, die Mitte der 60er Jahre verstärkt an Bedeutung gewinnen. Mit der Wahl zum Präsidenten des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland im Jahre 1961 wird Willi Daume der Ansprechpartner im nationalen und vor allem internationalen Bereich in allen Fragen der bundesrepublikanischen Sportbewegung. Eine zentrale Rolle werden die vorbereitenden Arbeiten auf die Olympischen Spiele 1972 einnehmen: einerseits vor dem Hintergrund des ‚Kalten Krieges‘ und der Einbindung der internationalen Sportbeziehungen in diesen politischen Prozess; andererseits stehen die Olympischen Spiele in der Daume’schen Konzeption einer Symbiose von Sport, Kultur und Wissenschaft gleichsam als Bild der Modernisierung der bundesdeutschen Gesellschaft.

Andreas Höfer stellt in seinem Beitrag „Willi Daume. Von der Machbarkeit der Utopie“ die Frage, „ob die Person bzw. ihr Wirken – sagen wir – im Jahre 2010 oder 2020 über den kleinen Kreis von Fachhistorikern hinaus noch in Erinnerung oder Gegenstand eingehenderer Beschäftigung sein wird“.¹⁰ Ich darf Ihnen versichern, dass wir in Hannover unseren Beitrag dazu leisten werden, dass diese Frage eine rhetorische Frage bleibt. Nur: Auch die historische Forschung ist darauf angewiesen, dass die entsprechende Infrastruktur (sprich: Sach- und Personalmittel) zur Verfügung steht – aber damit ist es zur Zeit sehr schlecht bestellt.

Der historischen Forschung kommt u.a. die Aufgabe zu, Entwicklungsprozesse und ihre politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen in der Vergangenheit zu analysieren, nicht aus antiquarischem Interesse, sondern um u.a. Orientierungshilfen für die Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft bereit zu stellen. Die Analyse des sportpolitischen und gesellschaftlichen Wirkens Willi Daumes im nationalen und internationalen Sport kann in diesem Sinne Anhaltspunkte und Ideen für die Analyse der gegenwärtigen Entwicklung des Sports und seiner zukünftigen Gestaltung geben.

¹⁰ Höfer, A. (2000). „Willi Daume. Von der Machbarkeit der Utopie“. In NOK für Deutschland (Hrsg.), *Deutschland in der Olympischen Bewegung. Eine Zwischenbilanz* (S. 321). Frankfurt am Main.

**„Willi Daume konnte Geige spielen ...“:
Zeitzeugen erinnern sich**

Gesprächsteilnehmer:

Dagmar Püschel

Bianca Schreiber-Rietig

Dr. Kay Daume

Herbert Kunze

Prof. Dr. Wolfgang Maennig

Gesprächsleitung:

Hans Ostermann

Ostermann:

Zunächst würde ich den Blick gern auf die eher persönlichen Begegnungen mit Willi Daume lenken, auch wenn natürlich klar ist, dass sich das Persönliche vom eher Beruflichen oder Dienstlichen eigentlich nicht trennen lässt. Frau Püschel, wenn zwei so lange so intensiv miteinander arbeiten, dann muss eine Grundvoraussetzung gegeben sein: Die „Chemie“ muss stimmen. Sonst würde der Chef „Tschüss“ sagen, oder Sie würden den Arbeitsplatz wechseln. War Willi Daume ein einfacher Chef?

Püschel:

Nein, das kann man nicht sagen. Ein einfacher Chef war er nicht. Reicht Ihnen das als Antwort?

Ostermann:

Nein. Ich denke, das war eine kurze dramaturgische Pause. Ich denke, Sie werden jetzt sagen, inwiefern er kein einfacher Mensch war.

Püschel:

Willi Daume war anspruchsvoll. Das hat auch der Sache gut getan. Er hat an sich selbst hohe Ansprüche gestellt, und an alle, die in seiner Umgebung waren, ebenso. Er war sehr dominant und bestimmend, und dies durchaus zu Recht, weil er Dinge vorhatte und umgesetzt hat, die, wie wir ja alle feststellen konnten, allen Einsatz gelohnt haben. Aber: Ein einfacher Chef war er wirklich nicht.

Ostermann:

Sie haben eben schon auf Daumes Zeitbudget abgehoben. Es war also nicht die Ausnahme, dass Sie jenseits der Kernarbeitszeiten angerufen wurden, um beispielsweise mal eine Telefonnummer zu besorgen?

Püschel:

Das war nicht die Ausnahme. Das lag daran, dass Herr Daume niemand war, der morgens mit dem Wecker um sieben Uhr aufstand und ins Büro ging und dann irgendwann seine Tasche packte und wieder ging. Bei ihm war es so: Er dachte an irgendetwas, und wenn es dann zwei Uhr in der Nacht war, und er wusste irgendeine Telefonnummer nicht, oder sonst etwas, von dem er glaubte, ich wüsste es, dann hat er mich halt angerufen.

Ostermann:

Und Sie haben das auch so ganz selbstverständlich mitgemacht?

Püschel:

Das habe ich, ja!

Ostermann:

Wenn dies nicht die Ausnahme, sondern die Regel war, dann waren Sie doch eine Mitarbeiterin, die stets Gewehr bei Fuß stehen musste?

Püschel:

Ja, aber ich habe ja auch nicht morgens um sieben Uhr mit gespitztem Bleistift zur Stelle sein müssen, sondern ich hatte schon meine Pausen.

Ostermann:

Wie persönlich war ihr Verhältnis gegenüber Willi Daume? Nehmen wir einmal an, er hat sich geärgert, sagen wir, sein Sohn Kay hat nicht so funktioniert, wie es der Vater wünschte: Hat er das dann im Dienst irgendwie zum Ausdruck gebracht? Hat er gesagt, ich bin schlecht drauf, ich hab zu Hause Ärger mit Kay?

Püschel:

Kay Daume hat nie Ärger gemacht. Obwohl Kinder ja immer irgendwie Ärger machen. Aber das liegt daran, dass die Eltern sich die Kinder immer anders wünschen, als sie sind, dass sie zu wissen glauben, was für ihre Kinder gut ist. Aber eben das tun Kinder in der Regel nicht. Also ich denke, diese Dinge waren im Hause Daume ganz normal. Ich aber

hatte ein sehr distanziertes Verhältnis zu Herrn Daume. Wir haben über private Dinge nicht gesprochen.

Ostermann:

Herr Daume, lassen Sie mich das aufgreifen: Zu Hause hat es nie gekracht – oder doch?

Daume:

Es hat selten gekracht. Im Grunde war ich ein Sohn, der keine großen Probleme bereitet hat. Frau Püschel sagte richtig: Eltern wünschen sich so manches, was dann nicht so in Erfüllung geht. Jedenfalls hatte ich in der Schule niemals Probleme. Das war wichtig für meinen Vater. Zudem war ich sportlich recht aktiv, bin es heute noch. Dies war sicherlich auch ein Ergebnis der Erziehung, die mein Vater sehr gefördert hat. Und insofern hatten wir stets ein sehr gutes Vater-Sohn-Verhältnis. Jedenfalls gab es selten Konflikte, wenn auch gelegentlich Meinungsverschiedenheiten, die dann aber ausdiskutiert wurden.

Ostermann:

Nehmen wir einmal die Fußball-Bundesliga. Wenn Sie, wie ich annehme, mit Ihrem Vater gemeinsam die Fernsehübertragungen, damals noch schwarz-weiß, verfolgt haben – und er vermutlich Borussia Dortmund die Daumen drückte, was wäre passiert, wenn Sie etwa mit Borussia Mönchengladbach oder einem anderen Verein sympathisiert oder sich gar leidenschaftlich für diesen Verein ins Zeug gelegt hätten?

Daume:

Das ist tatsächlich so gewesen. Ich war immer schon ein Fan des FC Bayern München – und er hat dann häufig, wenn denn Dortmund gegen Bayern gewonnen hatte, mit einer gewissen Süffisanz gesagt, „da siehst Du mal ...“. Wichtig war ihm jedoch das spielerische Element, und letztendlich hat er jeder Mannschaft auch das Glück des Tüchtigen zugestanden. Insofern war dies nicht wirklich ein Diskussionspunkt. Letztlich wurde drüber hinweggegangen. Aber die eine oder andere Bemerkung hat er schon einmal fallen lassen.

Ostermann:

Um noch einmal bei der persönlichen, familiären Situation zu bleiben, ohne allzu intim dabei zu werden: Gab es bei ihnen zu Hause Tabus? Bei mir zu Hause gab es etwa das Tabu der „Wilden Ehe“. Wenn man eine Frau kennen lernte, dann hatte, wenn man sich zu ihr bekannte, früher oder später die Ehe zu folgen. Das ist jetzt mein Beispiel. Gab es Dinge, über die Ihr Vater nicht reden wollte oder wo er sehr dünnhäutig war?

Daume:

Nein, dass muss ich ganz ehrlich sagen. Wir haben über alles gesprochen. Sicher gab es auch Tabus, und zwar dahingehend, was man tat und was nicht. Man hatte eben gut in der Schule zu sein. Oder: Damals fing das an, 1968, als an den Schulen gehascht wurde. Das war auch ein Tabu. Aber so etwas habe ich immer als selbstverständlich angesehen. Insofern brauchte man da nicht groß zu diskutieren. Es war völlig klar, was mein Vater von mir erwartete. Und insofern gab es selten Reibungspunkte. Mir fällt jedenfalls spontan keiner ein.

Ostermann:

Wie nah war der Vater, ein Mann, der so viel beschäftigt war, der Familie? Wie nah war er, und wie sehr ließ er Nähe zu? Im Sekretariat, mit der Referentin, gab es offensichtlich eine klare Grenze. Über Persönliches wurde da selten geredet. Wie nah war er den Kindern und der Familie?

Daume:

Dazu muss man eines sagen: Durch seine vielfältigen Tätigkeiten, die ihn häufig auch ins Ausland führten, sah ich meinen Vater sehr selten. Weihnachten, Ostern, vielleicht an meinem Geburtstag oder an seinem. Insofern war durchaus eine gewisse Distanz zur Familie gegeben, die aber sofort verringert wurde, wenn Probleme auftraten, wenn, sagen wir mal, jemand über die Stränge geschlagen hatte. Dann kam ein Telefonanruf, dann kam eine gewisse Anweisung, der ich mich im übrigen stets gefügt habe.

Ostermann:

Herr Kunze, Juristen müssen vom Kopf her entscheiden, müssen sehr rational arbeiten. Sie sind gelernter Jurist, und Sie haben es in ihrer jahrzehntelangen Zusammenarbeit mit Willi Daume, ganz besonders im Zusammenhang mit den Spielen von 1972, mit jemandem zu tun gehabt, der gerne auch einmal „aus dem Bauch“ entschieden hat. Und dann war da der Generalsekretär des Organisationskomitees, der ein Jurist und ein rationaler Kopf war und sein musste. Wie passte das zusammen?

Kunze:

Zunächst einmal zum „Kopf“: Ich bin zwar Jurist, aber ich bin nicht ein solcher, der am Gesetz „klebt“. Ich war und bin immer auch bereit, mich auf Überlegungen einzulassen, die eben nicht nur rein juristisch definiert sind.

Ostermann:

Lassen Sie mich auf Ihr Arbeitsverhältnis zu Willi Daume zu sprechen kommen: In welcher Situation waren Sie eigentlich damals, als ein Generalsekretär für das Organisationskomitee gesucht und dann mit Ihnen gefunden wurde? Was machten sie zu dem damaligen Zeitpunkt? Und: Was reizte sie besonders an der Aufgabe?

Kunze:

Zunächst einmal: Ich habe mich nicht beworben um diese Position, und zwar schon deswegen nicht, weil ich ja in einer Tätigkeit war. Ich war Geschäftsführer des Bundesverbandes Deutscher Banken, den ich selbst mitbegründet hatte, und zwar in Köln. So war ich an Verträge gebunden. Daume suchte einen Mann wie Einstein, jedenfalls einen Mann mit Ideen, der der Sache gewachsen war. Die Stelle war ausgeschrieben gewesen, und es hatte zweihundert Bewerbungen gegeben. Aber der Kreis der Entscheidungsträger, zu dem ich nicht gehörte, kam zu dem Ergebnis, dass sich kein Geeigneter darunter befand. Ich kann dies nicht beurteilen. Dann rief mich Daume an, um mir zu sagen, dass man nun den Richtigen gefunden habe. Ich sagte, ja wunderbar, wer ist es denn? Daraufhin sagte Daume zu mir: „Du bist es!“

Ich antwortete, das sei ja furchtbar nett von ihm, aber ich sei vertraglich gebunden. Ich sagte ihm aber zu, mit meinem Präsidenten, Herrn von Falkenhausen aus Essen, zu sprechen. Als ich ihn anrief, war er alles andere als begeistert. Damit war für mich die Sache entschieden. Dennoch liebäugelte ich mit dem Gedanken. Ich war damals 56 Jahre alt und wäre also bei Ende der Tätigkeit 65/66 gewesen. Wäre ich zehn Jahre jünger gewesen, wäre die Sache für mich ohnehin nicht in Frage gekommen. Denn dann hätte ich womöglich hinterher in der Luft gehangen, was ich in meiner Position nicht wollte. Aber so ...

Ich zögerte also, bis ich, es war halbfünf Uhr abends, einen Anruf von Herrn Falkenhausen erhielt. Was er gesagt habe, sei „alles Quatsch“ gewesen. Inzwischen habe er mit dem Präsidium gesprochen – das waren die leitenden Herren der großen Banken und einige Privatbankiers – und diese hätten ihm ins Gewissen geredet. Eine Ablehnung der Offerte käme aus ihrer Sicht nicht in Frage, wo es doch eine Ehre für das Gewerbe sei, wenn der Kunze eine solche Berufung erhielte. Für mich war das ein Gottesurteil.

So habe mich also für den Fall bereit erklärt, dass mich der Sport, der Bund, das NOK und natürlich die Stadt München einstimmig wählen würde. Dabei dachte ich mir, die Stadt München würde sagen: „Was brauchen wir denn einen Berliner in München für diesen Zweck?“ Als die mich aber trotzdem einstimmig wählten, habe ich zugesagt. Und zwar gerne.

Dann ging alles relativ schnell. Ich hatte sofort Kontakt mit Oberbürgermeister Jochen Vogel, der sehr hilfsbereit, freundlich und sympathisch war. Dann haben wir den kleinen Kreis der Organisation aufgebaut, und ich hatte das Glück, dass einige hervorragende Persönlichkeiten auf mich zukamen, für deren Mitarbeit ich sehr dankbar war. Tatsächlich war es eine harmonische und tolle Zusammenarbeit, auch wenn ich so um die zwanzig Jahre älter war als sie – ein Altersunterschied, den ich nie als störend empfand.

Mir hat es imponiert, dass diese jungen, begabten Leute um Mitte dreißig, für sechs Jahre zu uns kamen, um danach wieder in ihre Berufe zurückzugehen, was damals keineswegs einfach war. Und ich konnte immer nur sagen: „Wenn Ihr Euch bewährt, bekommt ihr ein anständiges Zeugnis.“ Mehr konnte ich nicht versprechen. Heute kann ich sagen, dass die Herren, die in meiner Umgebung gearbeitet haben, alle Karriere gemacht haben. Die einen wurden Rektoren, andere gingen in die Industrie. Offenbar war es ein gutes Sprungbrett, was ich natürlich als sehr angenehm empfunden habe.

Ostermann:

Noch einmal zu Ihrem Miteinander mit dem Chef, zu Ihrem Arbeitsverhältnis zu Willi Daume: Beim Bobfahren gibt es den Lenker und den Bremser bzw. die Anschieber, und diese bilden ein Team. Waren Sie als Generalsekretär im Verhältnis zum NOK-Präsidenten und Organisationschef der Anschieber oder eher der Bremser? Oder haben sie auch ein bisschen an den Seilen gezogen und gelenkt?

Kunze:

Ich hatte ja eine doppelte Rolle. Der Begriff „Chef“ passt hier nicht ganz. Es war ein Vertrauensverhältnis: Er war der Präsident, natürlich, und der Repräsentant nach außen. Aber „Chef“? Ich war in meinem Bereich eigentlich auch nicht der „Chef“ im engeren Sinne, sondern eher ein Primus inter pares. Dies war unsere Einstellung, wir wollten keine Diktatur.

Natürlich habe ich Willi Daume nicht immer zugestimmt. Dies war im Sinne meines Verantwortungsbereichs gar nicht möglich. Im Gegenteil: Ich habe oftmals kontrovers zu Daume gehandelt. Nun würde ich nicht sagen, dass Daumes Bereitschaft, sich zu fügen, sehr ausgeprägt war, doch er war durchaus bereit, einen für gut befundenen Weg mitzugehen. Dennoch war er immer „Herr der Sache“.

Aus meiner Sicht war er ein etwas träumerischer, zudem ein sehr großzügiger Mann, der offen war für Menschen, die auf ihn zukamen. So musste ich ihm bisweilen sagen, dass wir dieses oder jenes nicht machen können und dass er sich an dieser Stelle zurückhalten solle.

Wir hatten uns im übrigen – vielleicht war dies etwas ungewöhnlich, aber als eine Sicherung gegenüber dem Staat durchaus sinnvoll – darauf verständigt, dass entsprechende Zu-

sagen des Organisationskomitees nur zustande kommen, wenn der Generalsekretär und der Präsident bzw. der Stellvertretende Generalsekretär gemeinsam entschieden und zusammen einverstanden waren. Mein Vertreter war übrigens ein hervorragender Mann, Ministerialrat im Finanzministerium des Landes Bayern, der für diese Aufgabe abgestellt worden war.

Ostermann:

Dies wirft ja durchaus ein Licht auf den Menschen Willi Daume. Aber bei dem, was Sie sagten, schoss mir der Name Hans-Wilhelm Gäb durch den Kopf, ein Mann, der ja ebenfalls in der Wirtschaft sehr anerkannt war und ist und auch im Sport ein ganz gefragter Mann ist. Ich komme noch einmal darauf zurück.

Doch zunächst zu Frau Bianca Schreiber-Rietig. Sie sind Journalistin, und ich denke, Sie haben Willi Daume bereits als Jugendliche aus der Ferne wahrgenommen und später dann beruflich getroffen. Wann sind Sie Willi Daume zum ersten Mal begegnet?

Schreiber-Rietig:

Meine erste Wahrnehmung und Begegnung – das war bereits in der Schule. Wir hatten einen Sportlehrer, der sich auch mit Sporttheorie auseinander gesetzt hat. Dadurch kamen wir auch auf Willi Daume zu sprechen. Wir haben – aus heutiger Sicht kann ich nur sagen: vorbildlich – im Unterricht schon erfahren, wer er ist und was er macht. Für den heutigen Sportunterricht kann man sich daran ein Beispiel nehmen.

Dann hatte ich das große Glück, 1972 „dabei zu sein“. Ich wurde ausgewählt und durfte Trainingsanzüge durch die Gegend schleppen. Beispielsweise kann ich mich noch gut an Heide Rosendahl und Renate Stecher, die beiden großen Läuferinnen, erinnern. Auch deren Trainingsanzüge durfte ich in einem Körbchen transportieren. Bei dieser Gelegenheit habe ich, wenn auch nur aus der Ferne, manchmal auch Willi Daume im Stadion gesehen. Wenn er auf der Ehrentribüne saß. Dies war wohl meine erste wirkliche Begegnung mit ihm, wenn auch, wie gesagt, aus der Ferne.

Nach dem Studium habe ich mich entschieden, mein Hobby zum Beruf zu machen, obwohl ich eigentlich nie Sportjournalistin werden wollte. Dennoch war es eine gute Entscheidung. Gut war auch, dass ich dann in Frankfurt gelandet bin, nachdem ich vorher in München war. Als ich bei der „Frankfurter Neuen Presse“ anfang, sagte man mir, dass ich mich auch ein wenig um die Sportpolitik kümmern solle. Dies war insofern sehr schwierig, weil wir bereits unsere „Sportpäpste“ hatten. Dies waren so gestandene Männer wie Willi Knecht, Günter Deister oder Herr Vogel von der FAZ und dessen Nachfolger, Steffen Haffner. Alles Männer, wohlgemerkt. Wenn wir „jungen Spunde“ ankamen, sagten sie: „Hallo Mädels, bist du auch wieder da?“ So begrüßt, hatten wir natürlich keinen guten Stand. Das war schon ein ungutes Gefühl am Anfang.

So werde ich nie meine erste Pressekonferenz beim NOK vergessen. Da bin ich nur dadurch aufgefallen, dass ich, in den Augen meiner Kollegen, lauter dämliche Fragen stellte. Ich weiß noch sehr gut: Für mich war es das Allergrößte, was Willi Daume gesagt hat: „Nur durch Fragen wird man klug!“ Dies war eine solche Rückendeckung, dass er fortan eigentlich hätte machen können, was er wollte, bei mir hatte er immer schon gewonnen. Dies war also der Anfang, und es setzte sich dann im Laufe der Jahre so fort, dass wir, schon durch meinen Frankfurter Standort, notgedrungen immer wieder miteinander zu tun hatten. Zudem bin ich auch gelegentlich nach München gefahren, um mich mit ihm dort zu treffen.

Ich darf mich einmal auf Herrn Kunze und das, was er ausgeführt hat, beziehen. Tatsächlich erlebt man Funktionäre oft als fremdartige Wesen, die Journalisten gerne einmal „von oben herab“ behandeln und immer alles besser wissen und allergisch auf kritische Fragen reagieren. Gerade Sportfunktionäre waren es ja nicht gewohnt, auch einmal Widerworte zu bekommen. Willi Daume konnte damit umgehen.

Ostermann:

Ich gieße ungern Wasser in den Wein, aber mir ist ein Interview in guter Erinnerung, vier/fünf Monate vor Beginn der Olympischen Spiele von 1972. Vielleicht war Willi Daume schlecht gelaunt, als ihn Lutz Ackermann vom NDR, der NDR bürstete immer so ein bisschen gegen den Strich, nach seinen Ausführungen über die Aufgabe der Olympischen Bewegung nach Gigantismus und Kommerzialisierung fragte. Die Stimme von Willi Daume wurde etwas lauter. Ackermann hakte nach, und Daume empörte sich, er verstehe überhaupt nicht, dass eine solche Frage im Öffentlich-Rechtlichen Rundfunk gestellt werden könne. Das war dann offensichtlich, wenn man Ihrer Darstellung folgt, eine Ausnahme. Oder nicht?

Schreiber-Rietig:

Ich würde sagen, es kam immer darauf an, wie man eine Frage stellte. Nehmen wir das Beispiel „Doping“. Dieses Thema hat er gemieden wie die Pest. Auch passte es ihm nicht, über Sportwissenschaft oder Sportmedizin in der Bundesrepublik zu diskutieren. Um so heftiger wurden dann die Streitereien mit ihm. Aber: Er hat immer auch die Meinung anderer gelten lassen. So hat er auch nie, wie man es sehr oft erlebt bei Funktionären, auf einen Artikel oder eine Analyse mit einem bösen Brief reagiert. Niemals hat er einen als Trottel hingestellt und mit einem Bannstrahl gedroht, wie es mir bei anderen schon passiert ist. Natürlich, wenn jemand in seinen Augen als Nestbeschmutzer aufgetreten ist, konnte auch Daume heftig werden, aber nachtragend war er nicht.

Er mich einmal gefragt, ob ich das Buch „Biedermann und Brandstifter“ gelesen hätte, nachdem ich ihn einmal eben so bezeichnet hatte. Dann haben wir uns eine dreiviertel Stunde über dieses Buch unterhalten, und ich habe meinen Zug verpasst. Und das Interview, das ich eigentlich mit ihm machen wollte, das konnte ich vergessen. So musste ich in meiner Redaktion anrufen und fragen, ob ich über Nacht in München bleiben darf, obwohl ich zum eigentlichen Sinn meiner Reise nicht gekommen war.

Ostermann:

Herr Maennig, Sie waren 1988 Olympiasieger im Rudern und nach Ihrer aktiven Laufbahn als Funktionär im Verband tätig. In dieser Funktion wurden Sie, wenn ich richtig informiert bin, von Willi Daume sehr geschätzt. Im übrigen haben Sie hier an diesem Ort, anlässlich der Einweihung des DOI, als Aktivensprecher reden dürfen, was Sie, wie ich weiß, Willi Daume zu verdanken hatten. Wissen Sie eigentlich, warum er an Ihnen „einen Narren gefressen“ hatte? Warum hat er sie aus dem Heer von intelligenten Sportlern ausgewählt?

Maennig:

Also ich weiß ganz genau, was ich an Willi Daume geschätzt habe, und darum soll es ja hier gehen. Ich hoffe, dass ich das auch rüberbringen kann. Aber zu Ihrer Frage: Ich weiß aus vielen Gesprächen, dass er den Rudersport sehr schätzte, dass für ihn gerade auch der „Deutschland-Achter“ eine ganz zentrale olympische Mannschaft darstellte. Und es war halt mein Glück, dass ich in diesem Achter mitruderte.

Ansonsten hat wohl auch der berühmte Zufall eine Rolle gespielt. Beispielsweise war es so, dass die Deutsche Olympische Gesellschaft 1988 ihre Jahrestagung hier in Berlin abhielt und man auf die Idee kam, dass ihr Mitglied Maennig einen Erlebnisbericht über die Spiele in Seoul vortragen könnte. Da habe ich natürlich zugesagt. Aus heutiger Sicht würde ich sagen, dass es eine ziemlich freche Rede war. Das würde ich mich heute so nicht mehr trauen. Denn ich habe nicht nur erzählt, wie schön es in Seoul gewesen war, sondern auch ziemlich kritisch über Funktionäre gesprochen. Zudem habe ich über das Sportsystem und Verbesserungsmöglichkeiten reflektiert – na ja, wie man halt als Athlet so über Funktionäre denkt.

Ostermann:

Aber vielleicht hat Willi Daume das dreißig Jahre vorher auch schon einmal gehört?

Maennig:

Ja, und wahrscheinlich war es das, was er gut fand. Jedenfalls – ich glaube, es war der nächste Montag – klingelte das Telefon, und es war Willi Daume. Da ist mir fast der Hörer aus der Hand gefallen, als er sagte, ich möge doch das Referat noch einmal halten, und zwar bei der NOK-Hauptversammlung, die wenige Tage später in Hamburg stattfinden sollte. Damals war mir gar nicht so klar, was die NOK-Hauptversammlung eigentlich ist. Ich dachte: Wieder viele Herren mit Krawatte und Sakko ... Im Nachhinein muss ich sagen, dass es schon eine große Sache für mich war, bei dieser Gelegenheit referieren und auch den Finger in die Wunde legen zu können. Willi Daume hat das gut gefallen.

Die nächste Begegnung ergab sich aus der Berliner Olympiabewerbung, die ja Willi Daume sehr am Herzen lag. Eines der zentralen Themen war natürlich die Finanzierung, die auch in den Bewerbungsunterlagen für das IOC entsprechend abgehandelt werden musste. Nun hatte ich für meinen Habilitations-Vortrag – mein eigentliches Habilitations-thema lautete „Transmission und Koordinierung der internationalen Wirtschaftspolitik“, hatte also mit Sport nichts zu tun – das Thema „Kosten- und Nutzenanalyse Olympischer Spiele in Deutschland“ gewählt. Und nachdem ich Willi Daume persönlich kennen gelernt hatte, habe ich ihn zu dem Termin eingeladen. Sie können sich vorstellen, dass meine Fakultät in helle Aufregung geriet, als auf einmal tatsächlich Willi Daume den Saal betrat.

Einige Zeit später erhielt ich einen Anruf von Willi Knecht, der mich zu einem Abendessen mit Daume einlud. Da sagte er dann: „Herr Maennig, das mit der Finanzierung, das müssen Sie machen!“ Da habe ich natürlich wieder einen Schreck bekommen, dann aber doch zugesagt. Seitdem hatten wir häufig und engen Kontakt.

Ostermann:

Sie haben zu Beginn Ihrer akademischen Laufbahn Willi Daume auch hin und wieder chauffiert. Nun werden Sie als junger Assistent doch nicht unbedingt einen Mercedes gehabt haben. Wie funktionierte das mit dem gewichtigen deutschen Sportfunktionär? Haben Sie sich eine Taxe genommen?

Maennig:

Das ist eigentlich ein ganz trauriges Kapitel, aber es passt ganz gut hierher. Ich bin Berliner, ich liebe Berlin, aber die Stadt hat schon seit langer Zeit ein sehr unglückliches Händchen in der Behandlung von olympischen Themen. So war es für mich unfassbar, wie ein Mann wie Daume von meiner Heimatstadt behandelt wurde.

Vielleicht bin ich naiv, aber wenn ich Regierender Bürgermeister gewesen wäre, dann hätte ich Frau Püschel gebeten, mich immer wissen zu lassen, wann Herr Daume hier in

Tegel landet. Dann hätte ich für einen Wagen inklusive Fahrer gesorgt und ihn im Übrigen in einem offiziellen Gästehaus untergebracht. Doch genau das hat Berlin nicht getan.

Dies war mir so peinlich, dass ich Frau Püschel angerufen und um Herrn Daumes Berliner Termine gebeten habe. Er wohnte dann im Interconti, und ich habe ihn gefahren. Und dies war auch kennzeichnend für Willi Daume: Ich hatte damals ein Auto, das mir fast peinlich war – ein Peugeot 205, einfachste Version, und darin bin ich mit dem NOK-Präsidenten vor dem Interconti vorgefahren. Willi Daume aber war das überhaupt nicht peinlich. Er stieg wie selbstverständlich in dieses Auto ein, ohne es mit einem Wort zu kommentieren. Im Gegenteil.

Typisch auch, wie er auf mein neues Auto reagierte. Mercedes-Benz hatte den Olympiasiegern für eine gewisse Zeit einen Wagen zur Verfügung gestellt. Mit diesem Auto holte ich ihn vom Flughafen ab, und ich werde nie vergessen, wie wir auf den Parkplatz am Flughafen zusteuerten und er nach meinem Peugeot Ausschau hielt. Als wir dann vor dem Mercedes standen, sagte ich: „Das ist er!“ Ich sah sein zweifelndes Gesicht und versicherte, dass der Konzern den Wagen für ein halbes Jahr gesponsert habe, und er antwortete: „Was, solche Autos gibt Ihnen Mercedes-Benz?“ So, als wenn er sagen wollte, dass es unverantwortlich sei, uns jungen Männern so ein Auto zu geben. Was übrigens auch stimmte, denn von den zehn Leuten, acht Ruderer, ein Steuermann und ein Trainer, die ein Auto erhielten, haben es acht vor die Wand gesetzt.

Diese Episode passt deshalb gut hierher, weil wir gerade erleben, dass diese Stadt, die Hauptstadt, die eine Weltstadt sein möchte, nicht bereit oder in der Lage ist, 150.000 Euro pro Jahr auszugeben, um das Deutsche Olympische Institut hier in Berlin zu halten. Und das ist mir persönlich sehr peinlich. Ich finde es unmöglich, und es ist mir unbegreiflich.

Ostermann:

Ich habe die Rolle des Moderators, und der hält sich zurück, denn sonst würde ich auch fragen, was sportpolitisch nicht optimal läuft. Nur noch eine Frage zu dieser Auto-geschichte: Ich gehe davon aus, dass der Peugeot 205 gewaschen war?

Maennig:

Dafür kann ich mich nicht verbürgen. Es kann so gewesen sein oder auch nicht. Wenn er aber gewaschen war, dann nur, weil Willi Daume kam.

Ostermann:

Zu einem anderen Punkt: Wie ging Willi Daume mit Enttäuschungen um? Man denke etwa an die Gesamtdeutsche Mannschaft, die IOC-Entscheidung von Madrid, dieses Experiment

zu beenden, den Boykott von 1980 oder das Scheitern der Bewerbung Berlins. Wie verarbeitete Daume solche Enttäuschungen? Frau Püschel, trug er es mit Fassung?

Püschel:

Ich kann mich nicht erinnern, dass er sich Enttäuschung je hat anmerken lassen. Es entsprach nicht seiner Persönlichkeit zu sagen, „ach, jetzt brauch’ ich aber einen Cognac“ oder so. Gesagt hat er nichts, aber man hat es ihm angesehen, ganz deutlich sogar. Dann aber ist er in sein Büro gegangen, und wahrscheinlich hat er etwas gelesen, um sich abzulenken. Und er hat wohl auch darüber nachgedacht, wie man dieser Enttäuschung, dieser Niederlage noch etwas Positives abgewinnen könne.

Die schlimmste Enttäuschung, die er meines Erachtens in seinem Leben erlebt hat, war dieses schreckliche Attentat in München. Da habe ich zum erstenmal gesehen, wie sich ein Gesicht von einem Moment auf den anderen völlig verändern kann, wie Gesichtszüge „entgleisen“ können. Es sah nicht aus nach Schmerz, sondern nach – Tod. Es war ein lebloses Gesicht, in das die Ereignisse dieser schrecklichen Nacht geschrieben standen. Er ist dann erst einmal in sein Zimmer gegangen, und ich habe mich getraut zu fragen, ob er einen Kaffee haben möchte. Er wollte nicht.

Also: Enttäuschungen hat er offensichtlich zunächst mit sich selbst ausgemacht, ist jedenfalls nicht sofort zu jemandem gegangen, um zu reden oder Trost und Hilfe zu erfahren. Ich denke schon, er war ein Einzelkämpfer, der mit den Dingen selbst zurechtkommen wollte. So habe ich es erlebt.

Kunze:

Wenn ich das ergänzen darf: Willi Daume hat nicht nur das Attentat selbst tief berührt, sondern auch der so schrecklich missglückte Versuch, die Geiseln zu befreien. Eine Katastrophe solchen Ausmaßes – das hat ihn sehr bewegt, und das hat ihn auch nie mehr ganz losgelassen. Es hat ihn sehr getroffen, dass – übrigens außerhalb seiner Verantwortung – ein solch fataler „Lösungsweg“ beschritten wurde.

Maennig:

Zum Thema „Niederlagen“. Mit mir hat Willi Daume öfter über die Olympischen Spiele von 1936 gesprochen. Eigentlich war er ja Mitglied der Feldhandball-Nationalmannschaft. Als Torhüter war er jahrelang das Rückgrat von Eintracht Dortmund gewesen, und es war abzusehen, dass die deutsche Mannschaft in Berlin die Goldmedaille gewinnen würde. Und dann hatte das Regime die Idee, dass auch beim olympischen Basketball-Turnier eine deutsche Mannschaft an den Start gehen sollte. Wie mir Daume erzählte, wurde die Handballmannschaft zusammengerufen und mit der Frage konfrontiert: „Wer kann Basketball

spielen? Bitte vortreten!“ Dann wurde ein kleiner Test absolviert, irgendwie musste man einen Ball auf eine Bank werfen, und da Daume mit am besten abschnitt, war er plötzlich Mitglied der Basketball-Mannschaft. Und der Traum vom olympischen Gold war ausgeträumt.

Zwar hat es Daume so nicht explizit formuliert, doch zwischen den Zeilen ließ sich heraushören, dass es auch nachteilig sein könne, wenn man über viele Talente verfüge. Und Willi Daume war sicherlich jemand, der extrem viele Talente hatte.

In diesem Zusammenhang kann man auch erwähnen, dass er sich auch als Leichtathlet, genauer als Hochspringer versucht hatte, und auch dies mit beachtlichem Erfolg. Immerhin sprang er im Schersprung – eine Technik, die heute niemand mehr kennt – elf Zentimeter höher als seine Körpergröße. Dies war schon enorm.

Dennoch glaube ich, dass der entgangene Olympiasieg für ihn prägend war. Und nach meiner Interpretation hatte auch sein vehementer Einsatz gegen den Boykott von 1980 etwas damit zu tun. Schließlich konnte er aus eigenem Erleben nachvollziehen, was es heißt, olympische Medaillenträume begraben zu müssen.

Auch eine zweite Niederlage möchte ich noch ansprechen, und zwar eine solche, die für ihn ebenfalls sehr schmerzhaft war: Das Debakel der Berliner Olympiabewerbung. Sie erinnern sich vielleicht, dass damals auch im Bereich Marketing einiges nicht so richtig lief. Es gab erhebliche öffentliche Widerstände gegen das Konzept der beauftragten Agentur. Bei einer wichtigen Sitzung war deren – wirklich namhafter und gestandener – Vertreter eingeflogen worden, um vor großem Publikum zu referieren. Doch dann hat Willi Daume das große Wort geführt, obwohl er ja eigentlich gar nicht das Sagen hatte in der Olympia-GmbH. Ich werde nie vergessen, mit welcher Autorität, ja wie – „brutal“ ist vielleicht das falsche Wort – energisch er dem Mann klar machte, dass er von seinem Ansatz ablassen sollte. Tatsächlich erreichte er dies innerhalb kürzester Zeit. Für mich war das damals sehr beeindruckend.

Ostermann:

Wie hat die Familie, wie haben Sie, Herr Daume, als Sohn Ihren Vater bei Enttäuschungen erlebt?

Daume:

Man muss hier differenzieren: So wie Willi Daume sich in der Öffentlichkeit nach Niederlagen darstellte und wie er diese als Privatmann verarbeitet hat. Ich habe ihn ja in erster Linie im privaten Rahmen erlebt, und da hat er schon über viele Dinge gesprochen. Zum Beispiel über das Attentat in München oder den Boykottbeschluss von 1980. Dabei hat er

immer sehr vernünftig geredet, die Sachverhalte nüchtern und ohne Verbitterung erläutert, und danach, dies war stets mein Eindruck, war ihm wohler. Damit war die Angelegenheit dann auch erledigt. Ich glaube, dass ihm das persönliche Gespräch mit den Familienmitgliedern immer geholfen hat. Er hat jedenfalls nicht tagelang lamentiert, sondern er hat uns sachlich seine Ansicht vorgetragen, und wir haben dann häufig zugestimmt. Wie gesagt: Das hat ihm gut getan, und dann ging es ihm auch wieder besser.

Ostermann:

Herr Kunze, haben Sie dem, was Herr Daume und Frau Püschel sagten aufgrund jahrzehnte langer Zusammenarbeit mit Willi Daume noch eine Facette hinzuzufügen?

Kunze:

Ich möchte gerne auf seine große Rede im Rahmen der Trauerfeier nach dem Attentat in München zu sprechen kommen. Diese Rede war erschütternd für jeden, der sie gehört hat. Und es war ganz erstaunlich, wie souverän er diese schwierige Situation gemeistert hat. Meines Erachtens war das einer der Höhepunkte seines persönlichen Lebens.

Ein anderes Beispiel: Wir haben vielfach und lange über ein Problem debattiert, das immer im Raum stand, aber öffentlich nie angesprochen wurde, nämlich „Doping in Westdeutschland“. Wir hatten uns ja auf den Osten eingeschossen und immer wieder gesagt, dass dort gedopt werde. Doch je heftiger die Angriffe waren, desto mehr beschlich uns auch das Gefühl, dass wir uns auch der Problematik des westdeutschen Dopings zuwenden müssten. Wir haben es sehr bedauert, dass wir diesbezüglich nie Klarheit zu schaffen vermochten, und es ist schade, dass Daume die inzwischen erzielten Fortschritte in der Dopingbekämpfung nicht mehr miterlebt hat.

Ich kann mich gut erinnern, dass ich es einmal gewagt habe, im Rahmen eines DSB-Verbandstages einen recht unorthodoxen Vorschlag zu unterbreiten: „Können wir das Problem nicht gentlemanlike und ohne Strafverfolgung lösen, indem die Funktionäre, die Doping toleriert oder gar unterstützt haben, sich aus dem Sportleben zurückziehen und ihre Plätze für solche freigemachen, die noch nicht darin verwickelt sind?“ Willi Weyer hat nur aufgestöhnt: „Um Gottes Willen, das geht doch nicht!“ Hinterher haben mir Vertreter der Presse gesagt, ich hätte einen blödsinnigen Vorschlag gemacht; denn er hätte bedeutet, dass etwa siebzig Prozent der Funktionäre hätten aufhören müssen. So war die Stimmung seinerzeit. Wir haben uns oft mit diesem Thema beschäftigt, ohne dies öffentlich debattieren zu können. Es waren Gespräche unter Freunden.

Apropos: Ich erinnere mich sehr gut an eine Episode im Vorfeld der Münchner Spiele in Zusammenhang mit der Olympia-Baugesellschaft, mit der wir im Übrigen eine hervorragende Zusammenarbeit hatten, die ganz wesentlich auch von Daume getragen wurde.

Eine der schwierigsten Debatten rankte sich um das Dach über dem Olympiastadion. Ich muss zugeben, dass ich seinerzeit skeptisch war. Schließlich bin ich Jurist.

Da war zunächst die Frage der Finanzierung. So habe ich mir im Rahmen einer Debatte mit den Vertretern der Länder die Frage erlaubt, was so ein Dach denn wohl kosten möge. Diesbezüglich konnte man allein auf die Erfahrungen von Montreal zurückgreifen; denn andere Vergleichswerte lagen nicht vor. Und ich wollte wissen: „Wie lange hält denn ein solches Dach?“ Dies waren so meine naiven Fragen, denn ich zählte zu denjenigen, die das Geld bewilligen mussten. Darauf sagte mir Professor Eiermann: „Solche Bedenken haben wir gern: Wir bauen doch nicht für die Ewigkeit!“ Und dafür erhielt er auch noch Beifall von den Ländervertretern. Ich aber war ganz schön erstaunt und antwortete: „Also, Herr Professor Eiermann, ich muss Ihnen schon sagen, dass ich Sie als Privatmann nicht beauftragen würde. Da wäre ich ja schon pleite, bevor Sie so richtig begonnen hätten.“

Nicht, dass Sie mich falsch verstehen: Natürlich war ich dafür, das Dach zu bauen, auch wenn es letztlich sehr viel teurer geworden ist, als ursprünglich geplant. Und ob es nun für die Ewigkeit ist oder nicht – in jedem Fall ist es ein Wahrzeichen der Spiele und eine hervorragende Reklame für die Stadt München geworden

Maennig:

Herr Daume konnte wunderbar Anekdoten erzählen, und zu diesem Dach hat er auch einiges zum besten gegeben. Mich interessierten vor allem die finanzierungstechnischen Hintergründe, schließlich war es zu einer Vervierfachung der ursprünglichen Kostenkalkulation von 47 Millionen DM gekommen. In seiner Erinnerung war aber ein anderer Punkt viel interessanter, nämlich die Frage der Statik. Diese sei nämlich nicht zu berechnen gewesen, denn selbst der leistungsfähigste Computer der Bundesrepublik, der Rechner der Bundeswehr, sei überfordert gewesen. Dieser habe eine Woche gerechnet, ohne zu einem definitiven Ergebnis zu kommen. So sei man unsicher geblieben und habe sich entschlossen, einfach das Dreifache dessen anzusetzen, was der Computer der Bundeswehr ausgerechnet hatte.

Dann erzählte mir Daume von der Präsentation. Die Architekten hatten ein Modell gebaut und dabei das – sehr aufwendige – Dach mit Hilfe von Damenstrümpfen modelliert. So wurde es dem damals amtierenden bayerischen Ministerpräsidenten Strauß präsentiert. Nach Daume muss dieser wie folgt reagiert haben: „Also Herr Daume, ein Beduinen-Zelt – des möchte mer net!“ Die Architekten haben ihn dann aber zu überzeugen vermocht.

Ostermann:

Herr Kunze, ich möchte gerne noch einmal auf die Trauerrede anlässlich der Feierstunde nach dem Attentat zurückkommen. Sie sagten, es sei für sie eine der bedeutendsten Reden

überhaupt gewesen. Dabei musste Daume die Rede innerhalb kürzester Zeit und unter enormem psychischen Druck schreiben. Hat er diese heikle und sensible Rede selbst beziehungsweise ganz allein geschrieben oder hat er sich einen Entwurf machen lassen. Und: Hat er Sie oder einen anderen Menschen seines Vertrauens gebeten, seinen Text vorher einmal gegenzulesen?

Kunze:

Ich war nie ein Ghostwriter von Willi Daume. Meinen Rat hat er auch in dieser Sache nicht gesucht. Den Text hat er, soweit ich weiß, ganz allein formuliert. Ich wusste jedenfalls nicht, was er sagen würde. Für mich war das alles erschütternd.

In seinen ersten Jahren als DSB-Präsident hatte Daume einen hervorragenden Ghostwriter, der ihn, das kann man wohl so sagen, quasi geschult hat. Dennoch war es seine eigene geistige Leistung. Später hat er seine Reden ohnehin selber gemacht, jedenfalls ist mir über entsprechende Zuarbeiter nichts bekannt.

Ostermann:

Frau Püschel, Sie haben das Lesen angesprochen. Was hat Willi Daume gelesen? Hat er sich bewusst mit Literatur beschäftigt, die seinen Horizont weitete, die ihn ablenkte? Theoretisch hätte er ja auch in der Bibel lesen können.

Püschel:

Die Bibel habe ich bei ihm nicht gesehen. Dennoch war er ganz schön bibelfest – aber das war ich auch. Also diesbezüglich waren wir gleich bewandert. Es gab die Zeit des Terrors, da hat er Karl Popper gelesen. Es gab die Zeit der Leistungsverweigerung in Deutschland, so hat er das genannt, da hat er zu Schelsky gegriffen: „Die Arbeit tun die anderen“. Und wenn er Reden schrieb, hat er sich etwa bei Sartre oder Jeanne Hersch bedient. Wenn ich es also richtig einschätze, dann hat er nicht gelesen, um sich zu erbauen oder zu erfreuen, sondern er hat auch in der Literatur nach Antworten gesucht.

Daume:

Es stimmt, dass mein Vater viel gelesen hat. Wenn ich die Liste ergänzen darf: Kant, Hegel, Kleist, Brecht oder auch Dürrenmatt. Eigentlich hat er gelesen, was, sagen wir einmal, im Wohnzimmer gerade herumlag. Meines Erachtens hat er nicht nur deswegen so viel gelesen, um die eigene Sprache zu schleifen, sondern auch, um vergleichen und Bezüge herzustellen. So hat er sich über die Jahrzehnte einen großen Fundus erarbeitet, aus dem er geradezu in jeder Situation schöpfen konnte. Viele Reden wurden dann eben mit entsprechenden Zitaten gespickt.

Schreiber-Rietig:

Zweifellos legte Daume großen Wert auf einen entsprechenden Umgang mit Wort und Literatur. Doch dies hatte einen großen Nachteil für Journalisten: Wenn wir ein Interview gemacht hatten und es war etwas Heikles dabei gewesen, dann hat Daume auf die ihm eigene Weise gegengelesen.

Ich habe einmal einen halben Herzinfarkt bekommen. Ich hatte etwa vierhundert Zeilen – die Kollegen wissen, was das bedeutet – und nach Daumes Gegenlesen war nicht ein Buchstabe mehr auf dem anderen. Ich dachte, so sehr kann ich mich doch nicht verhöhrt haben. Ich habe ihn also angerufen und gesagt: „Herr Daume, das kann überhaupt nicht sein, ich habe das alles auf Tonband.“ Nein, entgegnete er, er wolle dies alles ganz anders haben. Nach meiner Gegenrede haben wir dann ein wenig gestritten, doch er beharrte darauf, dass es ihm wichtig sei. Letztlich ging es dann zweimal hin und her, und Frau Püschel musste seine Korrekturen immer noch einmal abschreiben, denn sonst konnte sie niemand entziffern. Es war schon wirklich schwierig. Ich kann mich erinnern, dass wir einmal eine Passage weggelassen haben, weil wir uns nicht einigen konnten.

Ostermann:

Wir haben einiges gehört zu seinen menschlichen Seiten. Nun die Frage: Was hat aus Ihrer jeweiligen Sicht Willi Daume als Sportfunktionär ausgezeichnet?

Püschel

Diesbezüglich kann ich eigentlich keine sehr fachkundige Antwort geben. Ich kann das nicht trennen, ihn nicht gleichsam isoliert als Funktionär sehen. Ich weiß natürlich, auf welchen Feldern er gewirkt hat, schließlich war ich am Rande ja auch immer beteiligt. Aber ich kann und will an dieser Stelle nicht werten. Was ich sagen kann, ist, mit welcher Bestimmtheit er seine Ziele definiert und verfolgt hat. Mit welcher – je nachdem, wie es gebraucht wurde – Energie und Eloquenz oder welchem Charme er andere zu überzeugen vermochte, seinen Weg mitzugehen. Er hatte Autorität. Die hat man immer und überall gespürt. Und er hatte das Geschick, seine vielfältigen Ansprechpartner auf je geeignete Weise anzusprechen und zu begeistern, zumindest deren Bedenken und Widerstände zu überwinden. Den einen oder anderen mag er dabei auch verschreckt haben, aber das, finde ich, war auch nicht weiter schade drum.

Ostermann:

Würden Sie soweit gehen zu bedauern, dass es heute nicht mehr solche Sportfunktionäre gibt?

Püschel:

Ich habe ja schon manchmal gesagt: Es ist nicht mehr so wie früher, aber ist es schlimm? Wenn ich ein wenig böse sein wollte, könnte ich sagen: Der Sport wird heute nicht mehr gestaltet, er wird verwaltet. Und auch darauf könnte ich antworten: Na und! Ist das schlimm?

Kunze:

Also sicher gibt es auch heute noch fähige Funktionäre. Man muss sie nur entdecken. Die Generation, die jetzt Verantwortung trägt, ist genauso tüchtig oder untüchtig wie wir Alten es waren. Ich bin der Überzeugung, dass sich eine Persönlichkeit heute genauso entwickeln kann, wie sich Daume entwickelt hat.

Ostermann:

Ich will nicht Öl ins Feuer gießen, doch besteht heute nicht die Gefahr, dass die Repräsentanten des Sports zu stromlinienförmig sind, zu kurzfristig denken, um nicht wieder den Begriff „Vision“ zu verwenden? Kann man heute noch perspektivisch denken und handeln wie zu Zeiten Willi Daumes? Sofern er denn wirklich so gehandelt hat.

Kunze:

Langfristig denken – die Chance hatten wir gar nicht. Wir kamen aus einer Zeit des verlorenen Krieges. Wir dachten nicht an die nächsten zehn Jahre. Wir dachten zunächst einmal an die nächsten Tage und Monate. So war es sicher auch, als Daume seine Karriere begann und die Präsidentschaft im DSB übernahm. Andererseits war es auch eine Zeit, in der man Vergangenheit hinter sich lassen und Zukunft gewinnen wollte – und konnte. Diese Chance hat Daume sicher gesucht und genutzt.

Daume:

Aus meiner Sicht haben meinen Vater zwei Dinge als Funktionär ausgezeichnet: Das erste war, dass er die Nähe zu den Sportlern gesucht hat. Er kannte etwa Rosi Mittermaier, er war um die Hockeyspieler oder um die Ruderer bemüht, sprach stets mit den einzelnen Sportlern, um deren Probleme zu verstehen. Und das zweite: Er agierte leise. Johnny Klein hat es bei der Beerdigungsfeier in München treffend formuliert: „Willi Daume konnte Geige spielen, ohne dass es andere merkten. Aber als sie dann an den Ort des Geschehens kamen, sahen sie, dass da schon einer saß, der Geige spielte.“ Dieses dezente Vorgehen beherrschte er wirklich ausgezeichnet. Eben etwas im Stillen vorzubereiten, und wenn dann Gegner auf den Plan traten, dann war die Sache meistens schon gegessen.

Kunze:

Daume zeichnete auch noch etwas anderes aus: Sein umfassendes Wissen über den Sport und die Sportler, die Geschichte des Sports und der einzelnen Sportarten. So konnte er etwa aus dem Stehgreif Olympiasieger vergangener Zeiten benennen. Das war schon genial.

Ostermann:

Frau Schreiber-Rietig, Sie haben über Helden und falsche Heldenverehrung im Sport geschrieben. Willi Daume als Sportfunktionär – wäre er in der heutigen Funktionärslandschaft so etwas wie ein Held? Kann man das sagen oder ist das falsch?

Schreiber-Rietig:

Das Wort Held hat bei mir einen gewissen Beigeschmack. Ich würde es jedenfalls im Zusammenhang mit Willi Daume nicht verwenden. Für mich ist er einer, der – das Adjektiv ist eben genannt worden – nicht stromlinienförmig war. Übrigens würde ich auch Herrn Kunze dazuzählen.

Vielleicht liegt es auch an meiner Generation: Diesen Menschen hat man sehr viel Respekt entgegengebracht, schon wegen ihrer Lebensleistung. Dass es da Ecken und Kanten und sicher auch Kritikwürdiges gab, das ist doch klar. Uns wird es doch auch irgendwann einmal passieren, dass die jüngere Generation kommt und fragt: „Was habt Ihr da für einen Mist gebaut?“ Aber was mich bei Willi Daume immer beeindruckt hat, war die Tatsache, dass er in allen Lebenslagen, in denen ich ihn erlebt habe, Mensch geblieben ist. Nie war er ein arroganter Pinsel, der auf andere herabgesehen hat. Zudem war er immer hilfreich und auch jemand, der agiert und nicht reagiert hat.

Ich glaube, dass es die ältere Generation auszeichnet, dass sie gestaltet hat und dass sie Grundlagen legte, auf denen der Sport bis heute aufbaut. Zum Beispiel im Bereich des Breitensports in Sachen Gesundheit. Dieses Thema stand schon 1950 beim DSB auf der Tagesordnung, und auch der Schulsport war bereits ein Anliegen der Funktionäre. Diese Weitsicht war einfach vorhanden.

Ein weiteres Verdienst von Willi Daume war unbestreitbar, dass er die Intellektuellen wieder für den Sport gewonnen hat. Ein ganzes Stück weit hat er auch der – seinerzeit sehr verbreiteten – Leistungsverweigerung entgegengewirkt. Dies war ein wichtiges Anliegen, das er etwa mit den Spielen von München verfolgte, zum Beispiel mit der Einrichtung der „Kulturmeile“, und es ist nicht zuletzt sein Verdienst, dass der Sport im öffentlichen Diskurs wieder ernst genommen wurde.

Vielleicht noch ein letztes Stichwort: Die deutsche Wiedervereinigung. Ich glaube, dass für Willi Daume die Vereinigung des deutschen Sports, speziell die der beiden NOKs, ein Schreckensmoment war. Er hatte sich dies wohl alles ganz anders vorgestellt. Diese gegenseitigen Vorwürfe und Beschuldigungen, die haben ihn auf die Palme gebracht. Ich kann mich noch erinnern, dass er – auf dem Flur, im Vorbeigehen – einmal eine Reihe von Journalisten beschimpft hat, wie ich es zuvor und danach nie erlebt habe. Dass wir alle zu blöd seien, hat er explizit nicht gesagt, dies entsprach nicht seinem Wortschatz, aber sinngemäß meinte er es sehr wohl. Er vermisste vor allem die gebotene Sorgfalt bei der Recherche. Dies war übrigens so ein Moment, wo ich dachte, dass er mit seinem Urteil ein wenig daneben lag. In jedem Fall war die Erfahrung bitter für ihn.

Ostermann:

Aus Ihrer Sicht also ein großer Sportfunktionär, wenn auch nicht ohne Fehl und Tadel. Sie haben neben Erinnerungen auch ein ganz persönliches Geschenk von Willi Daume mitgebracht. Was hat es damit auf sich?

Schreiber-Rietig:

Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte. Verschiedentlich unterhielt ich mich mit ihm nicht über den Sport, sondern über andere Themen. Einmal sprachen wir über Archäologie, und ich erzählte ihm, dass ich einmal in der Wüste war und gebuddelt habe. Er fragte dann, ob ich denn etwas gefunden hätte, was ich verneinen musste. Eines Tages, bei einer anderen Begegnung, kam er auf mich zu, zerrte etwas aus der Hosentasche und sagte: „Jetzt haben Sie etwas gefunden!“ Und damit schenkte er mir diese Gussform eines griechischen Jünglings. Ich war sehr gerührt und wollte das Geschenk erst nicht annehmen. Daraufhin sagte er: „Nehmen Sie mal! Das ist auch so eine kleine Anerkennung dafür, dass sie nicht alles falsch machen.“

Ostermann:

Herr Maennig, was zeichnete aus Ihrer Sicht des Athleten sowie des mit eigenen Erfahrungen ausgestatteten Sportfunktionärs Willi Daume aus?

Maennig:

Was bisher gesagt wurde, ist meines Erachtens alles richtig. Zwei Aspekte möchte ich aber gerne ergänzen. Erstens: Aus Sicht der Athleten hatte er eine unglaublich große Glaubwürdigkeit. Dies ist bemerkenswert, denn – ob wir das nun hören mögen oder nicht – wir Funktionäre können dies heute eben nicht grundsätzlich für uns beanspruchen.

Ich selbst habe das ganz bitter erlebt, als ich im Ruderverband das Marketing ändern wollte. Ich bin damals wirklich mit den besten Absichten für eine langfristige Förderung der Athleten darangegangen, doch das hat man mir bei den Athleten so nicht abgenommen und hat ein unglaubliches Fass aufgemacht. Da merkte ich, dass ich, obwohl ich selbst noch ein halber Athlet war, diese Glaubwürdigkeit nicht hatte. Willi Daume hätte das sehr viel besser hinbekommen.

Das zweite: Obwohl er ein Mann der großen Entwürfe und Visionen war, war er sich auch für Kleinigkeiten nicht zu schade. Ein Beispiel: Den ersten persönlichen Kontakt mit Willi Daume hatte ich 1988 auf dem Flug von Frankfurt nach Seoul, als es auf einmal hieß, dass die langen Kerle aus dem Achter nach vorne in die erste Klasse kommen sollten. Für uns war das eine tolle Sache, da man es sich in diesen großen Sesseln ganz gemütlich machen konnte. Willi Daume dagegen saß hinten in der Economy class. Mir erschien das wirklich außergewöhnlich, dass ein Funktionär zugunsten der Athleten auf eine Annehmlichkeit verzichtete. Als ich während des Fluges dann einmal in die Economy class gegangen bin, habe ich es fast bedauert, dass wir nicht da hinten saßen. Dort war nämlich viel mehr los als vorne bei uns: In der First class war es langweilig.

Und noch eine Geschichte, die er mir erzählt hat, und die ein bezeichnendes Licht auf seinen Charakter wirft: Es muss kurz vor der Eröffnungsfeier der Spiele von München gewesen sein, als das IOC die bundesdeutsche Flagge monierte. Die Flagge der DDR wies ja bekanntlich Hammer und Zirkel auf, und die bundesdeutsche sollte nach Order des IOC auch einen Zusatz – ich glaube, es war der Adler – erhalten. Da alles sehr schnell gehen musste, war sich Willi Daume als Präsident von NOK und Organisationskomitee nicht zu schade, selbst Nadel und Faden in die Hand zu nehmen und das Problem persönlich zu lösen. Auch das hat mich sehr beeindruckt, und ich weiß nicht, welcher Funktionär so etwas heute noch so machen würde.

Kunze:

Lassen Sie mich noch eines ergänzen: Ich meine die Sache mit „unserer“ Silvia. Sie hat ja damals bei uns mitgearbeitet – heute ist sie Königin. Als sie in München dem schwedischen König begegnete, hat Willi Daume die sensible Angelegenheit sehr geschickt gehandhabt, und wir haben es gemeinsam geschafft, dass es keine Schwierigkeiten mit dem schwedischen Hof gab.

Gerne würde ich die Gelegenheit auch nutzen, um das Verdienst seiner Frau anzusprechen. Daume hätte sich nicht so entwickeln können, auch in seinem Familienleben nicht, wenn seine Frau ihm nicht den Rücken frei gehalten hätte. Das ist Fakt. Wir reden immer von

den Männern, aber wir sollten deren Frauen nicht vergessen. Frau Daume war es, die dem doch nicht so ruhigen Mann eine gewisse Ruhe und Gelassenheit vermittelt hat.

Ostermann:

Hinter jedem großen Mann steht eine große Frau. Davon bin ich fest überzeugt. In diesem Sinne möchte ich zum Abschluss den Sohn noch einmal nach dem Vater fragen. Sie werden nicht mit allem zufrieden gewesen sein, aber wo sagen sie: Danke, dass ich diesen Vater hatte?

Daume:

Es ist ja bereits angeklungen: Zum einen war es die gewisse Großzügigkeit, die er seiner Familie gegenüber stets hat walten lassen. Er hat auch dem jungen Menschen, dem jungen Sohn oder der jungen Tochter, Freiheiten gewährt und nicht autoritär von oben herab etwas diktiert. Wir sollten unsere eigenen Erfahrungen machen. Natürlich hat er auch eingegriffen, wenn er sah, dass es notwendig war. So bin ich meinem Vater dankbar, dass stets die gewisse Anerkennung da war und dass er gesagt hat, ihr müsst euch vernünftig verhalten.

Natürlich hat er uns auch finanziell vieles ermöglicht. So konnten wir in den Winterferien zum Skifahren gehen oder im Sommer fremde Länder bereisen. Das waren die Bonbons. Doch diese wurden insofern auch bitter bezahlt, als wir seine Abwesenheit in Kauf nehmen mussten. Ich muss ehrlich sagen: Ein bisschen mehr Anwesenheit hätte mir sicherlich auch mehr Schliff gegeben.

Ostermann:

Mit diesen persönlichen Anmerkungen darf ich unsere Annäherung an Willi Daume beenden. Und wenn wir vieles, auch viel Neues über diese vielschichtige Persönlichkeit in Erfahrung gebracht haben, so ist dies ein Verdienst unserer äußerst kompetenten und auskunftsfreudigen Gesprächspartner. Ihnen allen herzlichen Dank.

Willi Daumes Charisma und Körpersprache

Thomas Bach im Gespräch mit Andreas Höfer

Andreas Höfer:

In der FAZ war ein Beitrag von Ihnen zu lesen, in dem Sie die Verdienste und den Charakter Willi Daumes würdigen. Zum Einstieg in unser Gespräch möchte ich daraus einen Satz zitieren: „Spät habe ich den Schlüssel zu Willi Daumes Körpersprache gefunden.“ Können Sie uns das in einigen Sätzen näher bringen?

Thomas Bach:

Ob ich den Schlüssel wirklich gefunden habe, weiß ich nicht. In meinem ursprünglichen Text war an dieser Stelle noch das Wort „vermeintlich“ enthalten. Dieses „vermeintlich“ ist dann vermutlich der Kürzung zum Opfer gefallen.

Willi Daume war ja nicht einfach zu entschlüsseln, jedenfalls für mich nicht. Er hatte viele Facetten, und es gab Meinungsbildungsprozesse, die auf oft sehr verschlungenen Wegen erfolgten. Und wenn man dann manchmal glaubte, es sei eine Entscheidung gefallen, dann war es doch noch nicht ganz soweit. Bei den entsprechenden Prozessen spielten viele persönliche Erfahrungen eine Rolle, aber auch Gefühle und neue Einflüsse.

Was ich aber auch aufgreifen wollte, das waren die berühmten Augen, die gen Himmel blickten. Das ist ein Bild, das immer bei mir haften bleibt. Wenn ich an Willi Daume denke, ist dies das erste Bild, und ich denke, es geht manchen, die ihn gekannt haben, ganz ähnlich. Es war immer schwer deutbar, ob er einfach verzweifelt war über den Unverstand seines Gesprächspartners und nur mühsam ertrug, was man ihm vorzutragen versuchte, oder ob er schon einen Schritt weiter war, manchmal auch in ganz anderen Sphären. Das ist es, was ich mit dem Hinweis auf die Körpersprache andeuten wollte.

Aber vielleicht darf ich noch einen Satz sagen zum Vortrag von Ommo Grupe, denn dabei ist Willi Daume in all seinen Facetten wirklich lebhaftig vor mir gestanden. Vielleicht ist es ein bisschen viel der Ehre, wenn Sie mich als seinen Nachfolger ansprechen, doch Tatsache ist, dass ich ohne Willi Daume heute nicht in meiner Funktion hier wäre. Ohne seinen Einfluss hätte ich mich nach dem Olympischen Kongress in Baden-Baden, wo ich noch als Athletenvertreter beteiligt war, wahrscheinlich auf meinen Beruf gestürzt und mich allein auf ihn konzentriert. Doch dann war da Willi Daume, und er ist es gewesen, der mir ein Engagement im und für den Sport – ja, das kann man sagen – schmackhaft gemacht hat. Es war sein Charisma, das, was er vorgelebt hat. Mir ist dabei klar geworden, dass Sportführung, Sportmanagement, Sportorganisation mehr sein können als Administ-

ration, als Zahlen, als Akten. Genau das hat mich bewogen, auf dieser Schiene weiter zu arbeiten. Und dann hat er mich in entscheidenden Situationen immer wieder gefördert, was ich übrigens manchmal erst hinterher erfuhr, wenn ich es überhaupt mitbekam.

Höfer:

Sie sprechen von Charisma. Könnten Sie versuchen, Willi Daumes Charisma und seine Wirkung zu beschreiben? Was war aus Ihrer Sicht das Besondere, das Spezifische, das „Charismatische“ an Daume in seiner Rolle als Sportfunktionär?

Bach:

Charisma lässt sich immer schwer beschreiben. Wenn man es beschreiben könnte, wäre es nicht mehr das, was es ist: eine unbeschreibliche Anziehungskraft. Was Daume auszeichnete, war – ich darf noch einmal auf den Vortrag von Professor Grupe verweisen – seine Vielfältigkeit. Er hat Sport immer begriffen als einen wesentlichen Teil der Gesellschaft. Wenn auch nicht deren Spiegelbild, war der Sport für ihn ein Fokus vieler gesellschaftlicher Entwicklungen, die er wiederum aufnehmen und verarbeiten musste. Vor diesem Hintergrund hat Daume sehr deutlich die politischen Einflüsse sowie die Gefahren gesehen, die damals besonders virulent waren, als es um die freie Finanzierung, um die sogenannte Kommerzialisierung des Sports ging. Seine Verbindung zu Kunst und Literatur ist legendär. Und gerade das war es, was ihn aus meiner Sicht von vielen anderen abgehoben hat. Diese Vielseitigkeit, auch die philosophische Tiefe, auf die er sich immer wieder eingelassen hat. Das war das Charisma Willi Daumes.

Höfer:

Sie haben gesagt, dass Willi Daume derjenige war, der Sie motiviert hat, den Weg einzuschlagen, den Sie dann ja sehr erfolgreich gegangen sind. Kann man behaupten, dass Willi Daume ein Vorbild für Sie war oder auch noch heute ist?

Bach:

Das kann man sagen, ja. Dies betrifft sicher die Motivation, die er vorgelebt hat. Aber auch die Einbindung des Sports in die Gesamtgesellschaft, die Verbindung von Sport, Kultur und Erziehung, die uns heute vielleicht noch weniger gelingt als damals. Diese Zielsetzungen haben natürlich Vorbildcharakter. Willi Daume kann in der Zielsetzung tatsächlich Vorbild sein. Auf der anderen Seite haben sich heute Strukturen und Anforderungen vollkommen verändert. Von daher kann man nicht von einem vorbildhaften oder vorgezeichneten Weg sprechen. Heute bestehen ganz andere Anforderungen.

Es gibt eine schöne Anekdote, die er mir erzählt hat. Es ging um die Bewerbung Münchens um die Olympischen Spiele von 1972. Er sagte, er sei damals mit den Bewerbungsunterlagen zur IOC-Session nach Rom geflogen. Dort sei ihm am Flughafen der damalige Kanzleramtsminister begegnet, der ihn mit folgenden Worten begrüßt habe: „Herr Daume, was machen Sie denn hier in Rom?“ „Ja“, antwortete dieser, „wir bewerben uns um Olympische Spiele.“ Darauf der Kanzleramtsminister: „Das ist ja ganz schön, aber dafür nehmen Sie extra den weiten Weg nach Rom auf sich?“

Damit ist die Unterschiedlichkeit der Dimensionen belegt. Wenn Sie sich heute nur mal die nationale Vorauswahl anschauen, die wir hinter uns haben, von den weiteren Schritten gar nicht zu sprechen, dann zeigt dies, dass sich Wege und Strukturen sehr verändert haben. Schon deswegen warne ich vor allen Vergleichen, nicht in der Gestaltung, aber im Weg, Olympische Spiele wieder nach Deutschland zu holen. Eines aber ist auch klar: Die Ansprüche sind geblieben. Und diesbezüglich wird Daume sicher Vorbildcharakter behalten.

Höfer:

Sie sprechen von den Wegen. Heute sind „Spiele der kurzen Wege“ angesagt. Allerdings erfordert die Bewerbung – Sie sprechen Daumes Reise nach Rom an – lange Wege oder langen Atem. Wir könnten jetzt schon den Bogen spannen zu Leipzig 2012, aber ich möchte gerne noch einige persönliche Aspekte einfangen. So möchte ich Sie nach Ihrer ersten Begegnung mit Willi Daume fragen. Sie sind ihm noch als aktiver Athlet begegnet. Können Sie sich noch erinnern? Wie war Ihr erster Eindruck von Willi Daume?

Bach:

Also eine genaue Erinnerung an die erste Begegnung habe ich nicht. Diese ist, glaube ich, auch sehr flüchtig gewesen. Wenn ich mich richtig erinnere, war es anlässlich der Überreichung der Olympiapässe – ich weiß gar nicht, ob es die heute noch gibt. Also wenn man zu meiner Zeit in den Kreis der Olympiakandidaten aufgenommen wurde, dann gab es einen Olympiapass, und der wurde einem einigermaßen feierlich überreicht. Bei einer derartigen Veranstaltung muss ich Daume zum ersten Mal begegnet sein. Zu mehr als der förmlichen Übergabe des Passes ist es damals aber nicht gekommen.

Etwas näher kennen gelernt habe ich ihn dann in den Zeiten der Diskussion um den Olympiaboykott. Zu dieser Zeit war ich Aktivensprecher und ebenso gegen den Boykott wie Daume als NOK-Präsident. An unsere erste Begegnung in diesem Zusammenhang erinnere ich mich noch. Es war in einem Bonner Hotel, in dem ich mit Daume und Berthold Beitz zusammensaß. Ich habe damals händeringend nach Koalitionen für die Athleten gerungen, und Willi Daume hat Mitstreiter für seine Sache gesucht. Übrigens, mein erstes Gefühl nach der Begegnung – ich war ziemlich enttäuscht.

Es war eine sehr schwierige Situation innerhalb der Gruppe der Athleten. Es gab einige, die auch damals schon parteipolitische Ambitionen verfolgten – und das teilweise auch heute noch in entsprechenden Funktionen tun. Diese waren eigentlich für den Boykott, und in meiner ersten Sitzung als gewählter Aktivensprecher musste ich sagen: Also Leute, entweder wir entscheiden jetzt hier gegen den Boykott, und zwar ganz klar und ohne Auswege, oder das war meine erste und letzte Sitzung als Vorsitzender.

In diese schwierige Zeit fiel meine Begegnung mit Daume. Ich hatte nun die Hoffnung, dass er mir einen Katalog an die Hand gibt und sagt: Das machen wir jetzt, Sie machen dieses, und ich mache jenes, und dann werden wir das schon hinkriegen. Doch das war nun absolut nicht seine Art.

Erst später, nach ein paar Stunden, als ich das Gespräch hatte Revue passieren lassen, habe ich verstanden, dass dieses eine seiner großen Stärken war. Er hat nämlich auf der einen Seite uns Athleten machen lassen, uns also nicht mit irgendwelchen Vorschriften oder mit seinen Ideen zu beeinflussen versucht, während er dadurch auf der anderen Seite unserem Wort auch Kraft verlieh, weil niemand auch nur den Eindruck haben konnte, da lief eine Hilfstruppe Daumes durch die Gegend. Von da an sind dann eigentlich die Gespräche nie mehr abgerissen, und sie wurden immer häufiger und inspirierender. Vielleicht hat uns dann ja auch die gemeinsame Niederlage irgendwo zusammengeschweißt. Es ist ja oft so, dass Niederlagen einen näher zusammenbringen als Siege.

Höfer:

Wie ist Willi Daume mit der schweren Niederlage von 1980 umgegangen? Hat er sich auch diesbezüglich mit Ihnen ausgetauscht?

Bach:

Nein. Persönliche Empfindungen hat er kaum mitgeteilt. Diese waren allenfalls zu erahnen, aus einem Halbsatz zu spüren. Jedenfalls mir gegenüber hätte er nie sein Herz in dieser Art und Weise geöffnet, schon gar nicht zu Beginn unserer Bekanntschaft.

Natürlich war Enttäuschung bei ihm spürbar, und vielleicht haben wir auch viel von unserer Enttäuschung an ihn herangetragen. Es war damals ja auch ein politischer und sportpolitischer Machtkampf, und dabei hat es auch persönliche Verletzungen gegeben. So sind Weggefährten von Daume, die sich des Öfteren und gerne als Anwälte der Athleten feiern ließen, plötzlich zu den schärfsten Befürwortern des Boykotts geworden, auch solche, die zu Beginn des Jahres noch vehement eine ganz andere Position vertreten hatten. Das konnte natürlich nicht ganz spurlos an ihm vorübergehen. Andererseits hat er, wir haben

dies auch von Professor Vedder gehört, sehr schnell dann wieder Fuß gefasst und das Beste aus der Situation gemacht.

So war es ein Ergebnis dieser Niederlage, dass, und zwar gegen den Widerstand in seinem eigenen Hause, unmittelbar danach die Mitbestimmung der Athleten auch auf der NOK-Ebene, sogar im Präsidium verankert worden ist. Daume hat sich mit voller Kraft in die Vorbereitung des Olympischen Kongresses in Baden-Baden gestürzt und uns Athleten dabei eine Bühne und eine großartige Chance geboten. Es war das erste Mal, dass im Rahmen derartiger Kongresse Athleten überhaupt reden durften. Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir mit Monique Berlioux um die Sekunden feilschen mussten: Sollten wir neunzig Sekunden intervenieren dürfen, oder konnten es auch hundert sein!

Man spricht immer von den Antipoden Daume und Samaranch. Doch in der Frage der Mitbestimmung der Athleten, wie übrigens auch in anderen Fragen, wurde deutlich, wie die beiden Protagonisten von meist ganz unterschiedlichen Ausgangspositionen und aus ganz unterschiedlichen Motiven heraus letztlich auf das gleiche Ziel hinarbeiteten.

Für Willi Daume war eine Schlussfolgerung aus dem Olympiaboykott, dass die Interessen der Athleten gestärkt werden müssten. Samaranch hat, glaube ich, während des Kongresses sehr schnell kapiert, dass auch die Athleten zu seinem Erfolg gehören und zum Erfolg des Kongresses beitragen würden. So hat er den Gordischen Knoten zerschlagen und die Redezeiten eingeräumt, die wir brauchten.

Ähnlich war es mit dem Amateurparagraphen. Daume arbeitete als Vorsitzender der Zulassungskommission auf dessen Aufhebung hin. Und ich – da hat er mich erstmals ins kalte diplomatische Wasser geworfen – erhielt die Aufgabe, das Thema mit den Athleten aufzubereiten. Nun hatten wir Athleten uns vorher festgelegt, dass jeder Redner nur einen einstimmig verabschiedeten Text vortragen dürfe. Er sollte glaubwürdig für die Athleten sein, und nicht in eigener Sache sprechen.

Nicht zuletzt musste man dafür sorgen, dass sich auch die Sportler aus dem damaligen Ostblock für die Aufhebung des Amateurparagraphen aussprachen. Das waren tolle Nächte, kann ich Ihnen sagen, bis es am Ende gelang. Und Willi Daume hat die Sache dann kongenial mit Samaranch umgesetzt.

Sie merken, man kommt einfach ins Erzählen, wenn man an den Mann denkt. Ich empfehle Ihnen, den Vortrag von Professor Grupe zu lesen, dort finden Sie viel geordneter, was ich ihnen hier vorzutragen versuche.

Höfer:

Aber uns geht es ja gerade um Ihre Erinnerungen und Einschätzungen, eben um die Dinge, die wir nicht nachlesen können. Sie haben die Mitbestimmung der Athleten und die Schwierigkeiten der Meinungsbildung und Konsensfindung angesprochen. Dies mag in heutiger Zeit nicht wesentlich anders sein. Jedenfalls ist es eine Entwicklung, die Willi Daume sehr stark angestoßen hat. Darf ich noch einmal nachfragen: Wie war das bei Daume? Sie sagen, 1980 hätten sie gerne von ihm gewusst, wie Sie sich als Athlet und als Athletenvertreter verhalten sollten. Wie aber hat er sich bei Ihnen schlaue gemacht bezüglich der Meinung, der Haltung und der Wünsche der Athleten? Hat er Sie gefragt, mit Ihnen diskutiert? Sind Sie also in solchen Zusammenhängen gleichsam beratend für ihn tätig gewesen?

Bach:

Das ist es, was man bei ihm nie weiß. Er war ein glänzender Zuhörer, aber, wie gesagt, die Augen waren oft zum Himmel gerichtet – und ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Ich konnte und kann es nicht sagen, ob er den Rat schätzte oder ob er, angesichts der verlorenen Zeit, nur verzweifelt war. Er hat oft nachgefragt und dabei viele Themen angesprochen. Und ich kann sagen, dass diese Gespräche in seinem Münchner Büro – hier sitzt eine Zeitzeugin, Frau Püschel, die dies bestätigen mag – zu den wirklich faszinierenden Erinnerungen zählen.

Sie fragen, ob er sich beraten ließ. Ich weiß es nicht. Wir haben oft und viel gesprochen. Was er aber davon aufgenommen hat ... das eine oder andere, ja. Anderes hat er sofort verworfen, und bei manchem hatte man nach zwei Jahren den Eindruck, es sei schon mal darüber gesprochen worden. So gesehen ergibt sich ein eher differenziertes Bild. So sollte man vielleicht diejenigen fragen, die das Glück hatten, eine noch längere Wegstrecke mit ihm zu gehen oder bestimmte Projekte unmittelbar mit ihm gemeinsam anzupacken. Herr Kunze etwa ist hier, und der hat da bestimmt sehr viel intensivere Erfahrungen.

Höfer:

Gerne würde ich noch andere Aspekte ansprechen, doch ich möchte es nicht versäumen, Sie auch auf ein aktuelles Thema anzusprechen. Nach einer Überleitung muss man dabei nicht lange suchen, denn Willi Daume war ja bekanntlich derjenige, der die letzten Spiele, die in Deutschland stattgefunden haben, eben nach München geholt hat. Nun versuchen wir, mehr oder weniger mit vereinten Kräften, wieder Olympische Spiele, nämlich die des Jahres 2012 nach Deutschland, nach Leipzig und Rostock zu holen. Nun kann man kaum einen kompetenteren Ansprechpartner als einen IOC-Vizepräsidenten finden, der nicht

zuletzt für die Evaluierung von Bewerbungen verantwortlich ist. Was würden Sie sagen: Worauf kommt es an? Nach welchen Kriterien entscheidet das IOC?

Bach:

Also zunächst einmal glaube ich, darf man sagen, Willi Daume hätte das gefallen. Es hätte ihm gefallen, dass Leipzig gewählt worden ist, auch wenn man ihn diesbezüglich nicht in Anspruch nehmen darf. Schließlich kann er sich nicht mehr wehren, falls ich nicht richtig liegen sollte. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass es ihm schon deswegen gefallen hätte, weil es so eine Situation ist, in der man – besser gesagt er – aus den Steinen Feuer schlagen könnte. Es hätte ihm sicherlich gefallen, dass sich erstmals seit den Spielen von München sowie, mit anderen Vorzeichen, der Boykottdiskussion von 1980 die Nation wieder mit olympischen Fragen beschäftigt und dies auf sehr positive und unterstützende Weise.

Was man tun kann und wie das laufen wird, ist jetzt sehr schwierig zu sagen, weil wir zwei ganz unterschiedliche Phasen zu bewältigen haben. Es gibt eine erste Phase der Bewerbung, die sich schlicht auf die Fakten konzentriert. Da geht es um Transportkapazitäten, Bettenkapazitäten, Sportstätten, Finanzierung und anderes mehr. Die entsprechenden Daten werden gesammelt, bevor anhand eines Computermodells berechnet wird, wer diese Kriterien erfüllt und wer nicht.

Die zweite Komponente ist ein Benchmarking. Wenn es zu viele Bewerber gibt, die die Kriterien erfüllen, dann stellt sich die Frage, wer sie am besten erfüllt und bei wem dies weniger der Fall ist. Auf diese Weise ergibt sich eine Rangfolge, und ich kann mir nicht vorstellen, dass die Exekutive von dieser Vorgabe abweichen wird. Dies haben wir jedenfalls noch nie getan. Beim nächsten Mal darf ich übrigens nicht mitstimmen.

Im ersten Schritt kommt es also darauf an, die Fakten darzustellen. Um dies noch einmal deutlich zu machen: In diesem ersten Schritt kommt es eben nicht darauf an, eine olympische Vision zu kommunizieren oder die Besonderheit einer Stadt herauszugehen. Diesbezüglich gibt es mathematische Formeln. Da heißt es dann etwa: Hotelbetten gefordert: 42.000, vorhandene Betten: x plus Planung y mal Wahrscheinlichkeit z . Und liegt die so ermittelte Zahl eben unter 42.000, dann hat der Bewerber, sagen wir es diplomatisch, ein Problem. Ähnlich ist es mit der Finanzierung.

Diese sehr nüchterne Phase der Bewerbung hätte Willi Daume überhaupt nicht gefallen. Seine Stärke wäre dann in der zweiten Phase, gleichsam bei der Kür, wenn also die Kandidatenstädte bestimmt sind, zum Tragen gekommen. Dann nämlich geht es vielmehr um das Konzept der Spiele, um das Atmosphärische, um das Kulturelle, etwa auch darum, und da sind wir bei Leipzig, etwas Neues, eine moderne Alternative zu bieten. Dann kommt es darauf an, nicht einfach nur im Strom erfolgreicher Ausrichter mitzuschwimmen, sondern

darzustellen, wie man unter spezifischen Bedingungen etwas Besonderes realisieren möchte. Diesbezüglich könnte man in Leipzig etwa auf die Möglichkeiten einer intensiven Begegnung von Zuschauern, Athleten und Journalisten in einem einzigen Olympischen Dorf setzen. Da darf man natürlich auch nicht Leipzigs Geschichte und Kultur vergessen, und auch wenn mein einziges musikalisches Talent mein Name ist, weiß ich, dass solche Argumente von Bedeutung sind.

Genau damit aber sind die Stärken von Willi Daume angesprochen. Und wenn Leipzig dann die erste Runde überstanden hat, muss man ihn, so glaube ich, zu Rate ziehen. Dabei werden wir dann ebenso erfreut wie erschrocken sein, wenn wir feststellen, dass er vielleicht vieles von dem, was wir händeringend suchen, schon vor zwanzig Jahren geschrieben und vorgezeichnet hat. So kann ich die Verantwortlichen für die Leipziger Bewerbung nur ermuntern und ermutigen, sich aus diesem Fundus möglichst reich zu bedienen.

Höfer:

Ich denke, wenn der Vizepräsident des IOC auf den Nachnamen Bach hört, dann kann das für die Leipziger Bewerbung nur Gutes bedeuten. Wir danken Ihnen sehr herzlich für dieses Gespräch.

**Zehn Jahre Deutsches Olympisches Institut:
Eine kurze Zwischenbilanz und kleine Erinnerung an den,
dem es zu verdanken ist**

Ommo Grupe

Es gibt sicherlich eine Reihe von Persönlichkeiten, die sich Verdienste um die Gründung und Entwicklung dieses Instituts zurechnen. Willi Daume kommen die größten Verdienste zu, wenn er selbst dies vielleicht auch nicht so sehen würde. Weil dies so ist, liegt es nahe, wenigstens einen kurzen Blick auf die Jahre zu werfen, die das Institut besteht. 1993 – am achtzigsten Geburtstag von Daume – wurde es eingeweiht und nahm endgültig seine Arbeit auf. Gegründet wurde es im November 1990.

Auch davor hatte es schon seine Geschichte. Meistens wird deren Beginn auf die Zeit des Olympischen Kongresses in Baden-Baden 1981 datiert, der unverwechselbar die Handschrift von Willi Daume trug. Aber vor Baden-Baden gibt es noch etwas – sozusagen eine Vor-Vor-Geschichte. Irgend jemand – vermutlich Carl Diem – hatte Daume schon früh die Idee vermittelt, dass das Nationale Olympische Komitee für Deutschland – ähnlich wie in anderen Ländern – ein Olympisches Institut gründen sollte, dies auch als nationale Entsprechung zur Internationalen Olympischen Akademie in Olympia, um deren Gründung Diem sich Jahrzehnte bemühte – am Ende mit Erfolg; zunächst allerdings war diese Akademie ganz einfach, nämlich ein Zeltlager am Fuße des Kronos-Hügels, auf dem Göttervater Zeus auch des öfteren residiert haben soll, und am Ufer des Alphaios. Dieser symbolträchtige Ort mit seiner großen Geschichte gefiel Daume und Diem. Und Daume hatte auf Anregung Diems ja auch noch dafür gesorgt, dass Mittel beschafft wurden, damit die Ausgrabungen des Stadions der olympischen Kultstätte weitergeführt und abgeschlossen werden konnten.

Die Idee eines olympischen Instituts ging nicht verloren. Willi Daume nahm sie im Zusammenhang mit dem Olympischen Kongress in Baden-Baden wieder auf, nämlich zu dem Zeitpunkt, als Baden-Baden dem NOK die Villa Hohenbaden übereignen wollte – ein schönes Haus mit einem schönen Garten in einer schönen Stadt, dicht am schönen Rhein, am Rand des Schwarzwalds, nicht weit weg von Frankreich, Luxemburg und der Schweiz, umgeben auch noch von traditionellen Universitäten, Freiburg und Karlsruhe, Straßburg und Basel, dem Südwestfunk am Ort und ein erstklassiges Kulturangebot – eine wunderbare Lage für ein Olympisches Institut, das zunächst den Namen Akademie tragen sollte, ein Göttervater war allerdings nicht mehr in der Nähe.

Auch im Hinblick auf die weltpolitische Lage zu Beginn der 80er Jahre wäre Baden-Baden eine gute Wahl gewesen. Allerdings kam sie nicht zu Stande. Die Stadt zog ihr Angebot zurück, als jemand, der mit Öl reich geworden war, die Villa käuflich erwerben wollte.

Die Idee, ein Olympisches Institut einzurichten, war jedoch nun in der Welt. Daume sorgte dafür, dass sie ausformuliert und in Konzepte gefasst wurde, dass Aufgaben festgelegt sowie rechtliche Fragen und finanzielle Belastungen geklärt wurden. Es wurde unter seiner Leitung ein Symposium abgehalten, an dem alle Interessierten, Beteiligten und Betroffenen, auch solche, die ein solches Institut gar nicht wollten oder es sogar ablehnten, teilnahmen, um Interesse und Akzeptanz, aber auch Konfliktpunkte zu diskutieren. Es konnte sogar ein Forschungsauftrag vergeben werden.

Damit war im Grunde alles getan, um die Gewissheit zu haben, dass ein solches Projekt von einer breiten Zustimmung getragen und ohne besondere finanzielle Risiken gestartet werden könnte. Das Präsidium des Nationalen Olympischen Komitees hat aufgrund dieser Vorarbeiten eine entsprechende Beschlussfassung eingeleitet und der Gründung eines Olympischen Instituts zugestimmt.

Das Projekt wurde öffentlich ausgeschrieben. Vier Städte bewarben sich mit detaillierten und verbindlichen Aussagen und Zusagen über benutzbare Immobilien, finanzielle und personelle Unterstützung, was bei der Auswahl natürlich eine große Rolle spielte. In einem Raum des Münchner Olympia-Stadions stellten sie sich der von Daume geleiteten Auswahlkommission vor. Es handelte sich um Berlin, Frankfurt, Köln und Mainz, am Rande auch noch München.

Die beiden am höchsten bewerteten Angebote – von vier sehr guten – kamen aus Köln und Berlin. Den Zuschlag erhielt Berlin – dies nicht zuletzt im Hinblick auf die Berliner Bewerbung um die Ausrichtung der Olympischen Spiele 2000; die Vorstellung hatte ja einen eigenen Charme, IOC-Mitglieder mit dem Schiff über den Wannsee an den Landesteg des DOI zu fahren und sie auf der Terrasse des Instituts bei einem Glas Sekt darüber zu informieren, wie optimal die Olympische Idee in Berlin doch aufgehoben sei.

Etwas ernster: Es waren natürlich auch sportpolitische Gründe, die für Daume dabei eine Rolle spielten. In Berlin glaubte er auch deshalb den richtigen Platz zu haben, weil am ehesten die Voraussetzungen geboten waren, mit der Arbeit des Instituts auch den anderen Teil Deutschlands und die Ostblockländer zu erreichen. Von der späteren deutsch-deutschen Vereinigung war zu diesem Zeitpunkt ja noch nichts zu erkennen.

Das Erste, also die Berliner Olympia-Bewerbung, ging schief: Sie endete bekanntlich mit einer Pleite. Das Zweite, mit dem Institut auch die Olympische Bewegung in einigen Ost-

block-Ländern zu erreichen, ließ sich jedoch – solange das DOI noch Mittel dafür hatte – in Form von Begegnungstagungen und Studienaufenthalten von Gastdozenten realisieren.

Die Aufgaben des Instituts, deren rechtlicher Träger ein eigener Verein wurde, sind in einer eigenen Satzung in Abstimmung mit dem Nationalen Olympischen Komitee definiert. Das Institut soll seine Aufgaben möglichst unabhängig und selbständig erfüllen können, das war Daumes ausdrücklicher und wohlbegründeter Wunsch. Es soll eine Begegnungsstätte sein, die Teilnehmer und Teilnehmerinnen an seinen Veranstaltungen sollen nicht nur aus dem Sport kommen, sondern auch aus dem öffentlichen Leben, den Medien, der Kunst, den Wissenschaften, der Medizin, der Wirtschaft, und es soll sich nicht nur um Anhänger des Sports handeln, die ins Institut kommen, sondern auch um Kritiker. Für sie alle soll das Institut eine Diskussionsplattform bieten. Für die olympischen Verbände soll das Institut ein Informationszentrum sein; und mit seiner Bibliothek und seiner Mediothek und mit seinen Arbeitsmöglichkeiten soll es – besser: sollte es – auch ein olympisches Studien- und Forschungszentrum sein, in dem Forschungsprojekte angeregt, vorbereitet und gegebenenfalls auch durchgeführt werden. Und schließlich: Es sollte ein Servicezentrum sein, das den olympischen Verbänden, aber auch anderen Organisationen und Institutionen Tagungsmöglichkeiten bietet.

Die angemessene Erfüllung dieser Aufgaben setzt entsprechende Haushaltsmittel und einen entsprechenden Personalbestand voraus. Beides war zu Beginn, wenn auch nicht den Planungen entsprechend, gegeben, allerdings nur für eine kurze Zeit. Die erwarteten Mittel der Bundesregierung, die der Bundesinnenminister Willi Daume in einem Gespräch zugesagt hatte, blieben aus; niemand – man habe wirklich alle Akten durchgesehen – wollte sich später erinnern, dass ein Minister eine solche Zusage gemacht habe oder gemacht haben könnte. Allerdings war sogar von einer Stiftung die Rede gewesen. Jedenfalls fehlten dem Instituts-Haushalt von Anfang an die Bundesmittel. Das war ein Problem, ein anderes: Zwar war mit Professor Haag ein organisationserfahrener Gründungs-Direktor gefunden worden, die Auswahl des Institutspersonals insgesamt verlief in den ersten Jahren jedoch nicht immer so, wie dies wünschenswert gewesen wäre. Fachkräfte, die bereits mit den nationalen und internationalen olympischen Problemen auch auf theoretischer Ebene vertraut waren, gab es nur wenige. So war manche Personalentscheidung im Anfang nicht ohne Risiko. Das, aber auch irreführende und falsche Pressemeldungen, haben zu einer Reihe von öffentlichen Diskussionen geführt, die dem Ansehen dieses jungen Instituts nicht förderlich waren. Sie haben ihm sogar geschadet und seinen „Ziehvater“ Daume verletzt; das war wohl auch die mit ihnen verbundene Absicht.

Gravierend erwies es sich, dass später die desolante Finanzsituation Berlins dazu führte, dass nun auch noch die vom Senat verbindlich zugesagten Mittel zuerst reduziert und mit Ende des Jahres 2002 ihre Zuweisung vollständig eingestellt wurden. Dem Institut bleibt

deshalb außer den Mitteln, die das NOK bereitstellt, und den Beiträgen und Spenden seiner Mitglieder, nur noch das Haus am kleinen Wannsee.

Gleichwohl, trotz einer von Jahr zu Jahr schwieriger werdenden Haushaltssituation, was zur Nichtbesetzung der Direktorenstelle nach dem Ausscheiden seines ersten Inhabers und zur Entlassung weiterer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und zu einer erheblichen Einschränkung des Tagungsprogramms führte, hat das Institut – nicht nur aus der Sicht des Direktoriums – seine Aufgaben sehr gut erfüllt. Was die angebotenen Veranstaltungen und Tagungen betrifft, gibt es inzwischen eine eindrucksvolle Zahl und Vielfalt von bearbeiteten und behandelten Themen – Rechtsprobleme, historische und ökonomische Fragen, Frauenthemen, Ethik, Fairness, Doping, sportbetonte Schule oder Sportgymnasien etc., ein anspruchsvolles Programm mit guter Resonanz. Dafür, dass dies unter schwierigen finanziellen Bedingungen möglich wurde, ist unseren Mitarbeitern Dieter Krickow und Andreas Höfer herzlich zu danken.

Was die Forschungsaufgaben betrifft, konnten sie gar nicht oder nur in kleinem Rahmen wahrgenommen werden – immerhin gibt es eine Reihe von Tagungsdokumentationen und mehrere Jahrbücher, die etwas von dem auch theoretischen Niveau des Instituts widerspiegeln.

Was die Nutzung dieses Instituts als Servicezentrum betrifft, so konnte gerade diese für die olympischen Verbände wichtige Aufgabe dagegen ausgebaut werden. Jedenfalls hat die Mitgliederversammlung des Vereins DOI die Arbeit des Instituts dadurch gewürdigt, dass sie von sich aus eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge beschlossen und eine Spenden-sammlung eingeleitet hat, um das Institut wenigstens im Jahr 2003 von seinen größten Finanzsorgen zu befreien. So etwas ist heute auch im Sport ziemlich selten.

Allerdings sind die Sorgen nicht geringer geworden. Das Nationale Olympische Komitee hat zwar für 2003 seine Zuwendungen erhöht, um wenigstens einen Teil der fehlenden Senatsmittel auszugleichen, aber es hat auch erklärt, dass diese Zuwendung nur noch für das Jahr 2003 bewilligt werden könne. Konkret heißt dies: Wenn es nicht gelingt, auf andere Weise die Finanzlücken zu schließen, so wird dies zwar nicht bedeuten, dass es das Institut nicht mehr gibt, wohl aber, dass seine Lichter am bisherigen Standort in naher Zukunft ausgeschaltet werden müssen.

Trotzdem: Wir sollten uns an das erinnern, was Willi Daume immer wieder gesagt hat, wenn er gefragt wurde, wie es um die Zukunft der Olympischen Idee stünde, ob sie sich nicht in einer tiefen Krise befände. Er antwortete: Die Krise sei ihr Dauerzustand; aber es sei auch immer wieder gelungen, ihrer Krisen Herr zu werden und die Olympische Idee und den olympischen Sport weiter zu entwickeln. Wir halten uns an diese Hoffnung, wissen aber auch, dass man um ihre Realisierung kämpfen muss – von selbst kommt nichts.

Willi Daume: Ein biographisches Stenogramm

Andreas Höfer

Am 24. Mai 1913 wird Willi Daume in Hückeswagen geboren.

1921 wird er Mitglied im Turn- und Sportverein Eintracht Dortmund. Erste „olympische Erfahrungen“ sammelt er 1928, als er mit seinem Vater die Olympischen Spiele in Amsterdam besucht. 1932 reist er auf eigene Faust zu den Spielen nach Los Angeles. Er ist vielseitig sportlich aktiv, unter anderem als Leichtathlet sowie als Torwart im Handball. 1936 nimmt er als Mitglied der deutschen Basketball-Mannschaft an den Spielen in Berlin teil.

Von 1932 bis 1938 studiert er Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft und Jura in Leipzig. Nach dem Tod des Vaters übernimmt er die Führung der elterlichen Eisengießerei in Dortmund. Von 1938 bis 1940 muss er seinen Militärdienst in Oberschlesien und Polen leisten. 1945 wird er noch einmal zum Volkssturm eingezogen.

Seine Karriere als Sportfunktionär beginnt er Anfang der vierziger Jahre als Jugendwart und Vorsitzender der Handballabteilung von Eintracht Dortmund. 1944 wird er Gaufachwart für Handball in Westfalen. 1947 übernimmt er den Vorsitz des Westdeutschen Handballverbandes, bevor er zwei Jahre später zum Gründungspräsidenten des Deutschen Handball-Bundes aufsteigt. Dieses Amt übt er bis 1955 aus, um dann zum Ehrenpräsidenten ernannt zu werden.

1949 wird er der erste Schatzmeister des NOK für Deutschland. Im Dezember 1950 – Willi Daume ist 37 Jahre alt – wählt man ihn an die Spitze des neu gegründeten Deutschen Sportbundes (DSB), dessen Präsident er zwei Jahrzehnte bleibt.

1961 übernimmt er in Personalunion auch die Führungsposition im NOK, die er bis 1992 ausübt. In dieser langen Zeit zeichnen Daume herausragende Leistungen und Erfolge aus, von denen hier nur ganz wenige hervorgehoben werden sollen: Die Bewerbung Münchens um die Olympischen Spiele von 1972 geht auf seine Idee und Initiative zurück, während deren „Gesicht“ seine Handschrift trägt. Als Präsident des Organisationskomitees gestaltet er „heitere Spiele“ im Sinne eines „Gesamtkunstwerkes“, so dass ihn der brutale Terroranschlag auf die israelische Mannschaft um so härter treffen muss.

Seine vielleicht größte Niederlage erleidet er im Mai 1980, als sich das NOK entgegen Daumes ausdrücklicher Empfehlung dem politischen Druck beugt und für einen Boykott der Spiele in Moskau votiert. Damit hat er keine Chance mehr auf die Spitzenposition im

Internationalen Olympischen Komitee (IOC), als dessen Vizepräsident er von 1972 bis 1976 fungierte. Statt seiner wird Juan Antonio Samaranch gewählt.



1981 steht er als Organisator des Olympischen Kongresses in Baden-Baden im Blickpunkt. Zu dessen wichtigen Weichenstellungen zählt vor allem die Öffnung der Spiele für professionelle Athletinnen und Athleten. An dieser Entwicklung hat Daume auch als Vorsitzender der Zulassungskommission des IOC (von 1978 bis 1991) ganz entscheidenden Anteil. 1991 scheidet Daume aus dem IOC aus und wird Ehrenmitglied. Ein Jahr später erhält er den Olympischen Orden in Gold.

Seit Anfang der achtziger Jahre engagiert sich Daume für die Gründung eines Deutschen Olympischen Instituts (DOI). Dessen Eröffnung am Kleinen Wannsee in Berlin erlebt er am 24. Mai 1993. Es ist sein achtzigster Geburtstag.

Am 20. Mai 1996 stirbt Willi Daume in München. Seine Beisetzung erfolgt in Dortmund.

Referenten und Referentinnen

Dr. Thomas BACH	Vizepräsident des IOC
Prof. Dr. Hermann BAUSINGER	Universität Tübingen
Dr. Kay DAUME	Sohn Willi Daumes
Stefan FORSTER	Vorsitzender des Beirats der Aktiven im DSB
Prof. Dr. Nikolaus FUCHS	Unternehmer, Berater der Berliner Olympia- bewerbung
Prof. Dr. Ommo GRUPE	Universität Tübingen, Vorsitzender des Direktoriums des DOI
Dr. Andreas HÖFER	Wissenschaftlicher Leiter des DOI
Wolfram KÖHLER	Olympia-Staatssekretär des Landes Sachsen
Dr. Hans-Dieter KREBS	Beirat des DOI
Dieter KRICKOW	Geschäftsführender Leiter des DOI
Herbert KUNZE	Gründungsmitglied von NOK und DSB, Generalsekretär des OK München 1972
Prof. Dr. Wolfgang MAENNIG	Universität Hamburg, Olympiasieger 1988
Hanns OSTERMANN	DeutschlandRadio Berlin
Prof. Dr. Lorenz PEIFFER	Universität Hannover
Dagmar PÜSCHEL	Mitarbeiterin Willi Daumes
Manfred von RICHTHOFEN	Präsident des DSB
Bianca SCHREIBER-RIETIG	Freie Journalistin
Dr. Klaus STEINBACH	Präsident des NOK für Deutschland
Dirk THÄRICHEN	Geschäftsführer der Leipzig-2012-GmbH
Prof. Walther TRÖGER	Ehrenpräsident des NOK für Deutschland, Mitglied des IOC
Prof. Dr. Christoph VEDDER	Universität Augsburg
Dr. Hans-Jochen VOGEL	Oberbürgermeister der Stadt München a.D.

Teilnehmer und Teilnehmerinnen

Prof. Dr. Helmut ALTENBERGER	Universität Augsburg, Kuratorium Olympische Akademie
Axel AUERSWALD	Olympiastützpunkt Potsdam
Prof. Dr. Theo AUSTERMÜHLE	Universität Halle, Kuratorium Olympische Akademie
Dr. Thomas BACH	Vizepräsident des IOC
Hans-Jürgen BARTSCH	Vorsitzender der DOG Berlin
Prof. Dr. Hermann BAUSINGER	Universität Tübingen
Wolfgang BEHRENDT	Olympiasieger 1956
Peter BIZER	Journalist
Doris BRACHMANN	Olympiasiegerin 1976, Mitarbeiterin des DOI
Anselm BUCHENAU	Student
Marc-André BUCHWALDER	Student
Achim BUEBLE	NOK für Deutschland
Dr. Kay DAUME	Sohn Willi Daumes
Rosemarie DAUME	Witwe Willi Daumes
Günter DEISTER	Deutsche Presse-Agentur
Prof. Dr. Helmut DIGEL	Universität Tübingen, Beirat des DOI
Prof. Dr. Gudrun DOLL-TEPPER	Freie Universität Berlin, Präsidentin des Weltrats für Sportwissenschaft und Leibes-/Körpererziehung (ICSSPE/CIEPSS)
Prof. Dr. Wolfgang DÖRING	Humboldt-Universität Berlin
Dr. Johannes EULERING	Direktorium des DOI
Stefan FORSTER	Vorsitzender des Beirats der Aktiven im DSB
Peter FRENKEL	Fotograf, Olympiasieger 1972
Prof. Dr. Nikolaus FUCHS	Unternehmer
Hans-Joachim FUNKE	DOG Berlin
Hildebrand GEIS	Deutscher Sportlehrerverband
Reiner GENTZ	Berliner Fußball-Verband

Prof. Dr. Ommo GRUPE	Universität Tübingen, Vorsitzender des Direktoriums des DOI
Stefan GRUS	Deutscher Schützenbund
Joachim GÜNTHER	Direktorium des DOI
Prof. Dr. Herbert HAAG	Universität Kiel
Wolfgang HARTISCH	Deutscher Handball-Bund
Renate HAß-ZURKALOWSKI	Nichte Willibald Gebhardts
Heiner HENZE	Generalsekretär des NOK für Deutschland
Winfried HERMANN	Mitglied des Bundestages
Prof. Dr. Jochen HINSCHING	Universität Greifswald
Dr. Andreas HÖFER	Wissenschaftlicher Leiter des DOI
Rudi HORNIG	Olympieteilnehmer 1972
Bernd HUNGER	Kuratorium Olympische Akademie
Herr JAHNKE	Olympiabüro Rostock
Anja KAMPERS	Studentin
Georg KEMPER	NOK für Deutschland
Peter KERNBACH	Sprecher der Spitzenverbände im DSB
Andreas KLAGES	Deutscher Sportbund
Volker KLUGE	Publizist
Willi Ph. KNECHT	NOK-Report
Tobias KNOCH	Student
Jochen KRANNICH	Bundeskanzleramt
Dr. Hans-Dieter KREBS	Beirat des DOI
Claus KRETSCHMER	Kuratorium Olympische Akademie
Dieter KRICKOW	Geschäftsführender Leiter des DOI
Prof. Dr. Michael KRÜGER	Universität Münster, Beirat des DOI
Herbert KUNZE	Gründungsmitglied von DSB und NOK, Generalsekretär des OK München 1972
Prof. Dr. Manfred LÄMMER	Deutsche Sporthochschule Köln, Direktorium des DOI
Werner Hans LAUK	Auswärtiges Amt
Lutz LUNGWITZ	DOG Berlin

Prof. Dr. Wolfgang MAENNIG	Universität Hamburg, Olympiasieger 1988
Wolfgang MARX	Olympia- und Sport-Philatelisten Club
Robert MARXEN	Kuratorium Olympische Akademie
Roland MATTHES	Kuratorium Olympische Akademie, Olympiasieger 1968 und 1972
Hans-Hermann MEYER	Deutscher Ruderverband
Paul MITTELSTÄDT	Student
Monika MÜLLER	Kuratorium Olympische Akademie
Prof. Dr. Norbert MÜLLER	Universität Mainz
Hanns OSTERMANN	DeutschlandRadio Berlin
Hannes PAUL	Kuratorium Olympische Akademie
Prof. Dr. Lorenz PEIFFER	Universität Hannover
Arno PÖKER	Oberbürgermeister der Hansestadt Rostock
Dr. Holger PREUß	Deutsche Sporthochschule Köln, Kuratorium Olympische Akademie
Dagmar PÜSCHEL	Mitarbeiterin Willi Daumes
Prof. Dr. Barbara RÄNSCH-TRILL	Deutsche Sporthochschule Köln
Petra REUßNER	Vizepräsidentin der DOG
Manfred von RICHTHOFEN	Präsident des Deutschen Sportbundes
Herr SACHS	Sport Informationsdienst
Günter SAUER	Olympia- und Sport-Philatelisten Club
Bernd SCHIPHORST	Präsident Hertha BSC Berlin
Christopher SCHLIENZ	Student
Margarete SCHORR	Kuratorium Olympische Akademie
Bianca SCHREIBER-RIETIG	Journalistin
Dr. Jürgen SCHRÖDER	Unternehmensberater
Prof. Dr. Klaus-Jürgen SCHULZE	Deutscher Judo-Bund
Dr. Hans-Gert SCHÜTT	Olympiapfarrer, Beirat des DOI
Dr. Rudolf SEITERS	Bundesminister a.D., Vorsitzender des Kuratoriums der Willi-Daume-Stiftung
Norbert SKOWRONEK	Landessportbund Berlin
Dr. Klaus STEINBACH	Präsident des NOK für Deutschland

Volker STEINBRECHER	Ev. Akademie Bad Boll
Christina STÖTZEL	Studentin
Dr. Christian TAGSOLD	Universität Halle
Prof. Dr. Jochen TEICHLER	Universität Potsdam
Friedhard TEUFFEL	FAZ
Dirk THÄRICHEN	Geschäftsführer der Leipzig-2012-GmbH
Prof. Walther TRÖGER	Ehrenpräsident des NOK für Deutschland, Mitglied der IOC
Ulrike UFERT-HOFFMANN	DOG Berlin
Prof. Dr. Christoph VEDDER	Universität Augsburg, Beirat des DOI
Klaus-Peter WEINHOLD	Olympiapfarrer, Beirat des DOI
Ingo WEISS	Vorsitzender der DSJ
CHRISTINE WEMUTH	Studentin
Hansjürgen WILLE	Journalist
Prof. Dr. Klaus WILLIMCZIK	Universität Bielefeld, Vorsitzender des Kuratoriums Olympische Akademie
Dr. Elke WITTKOWSKI	Vorsitzende des Dt. Sportlehrerverbandes
Gabriele WREDE	Deutscher Betriebssportverband

